

# VORAUSGEHEN

Christa Meier





# VORAUSGEHEN

Christa Meier

## Impressum

Herausgeberin:  
Friedrich-Ebert-Stiftung e.V.  
Godesberger Allee 149 | 53175 Bonn  
Deutschland

E-Mail: [info@fes.de](mailto:info@fes.de)

Herausgebende Abteilung: Politische Bildung und Dialog  
Inhaltliche Verantwortung & Redaktion: Eva Nagler  
Interviews & Text: Julia Weigl-Wagner  
Kontakt/Bestellung: [bayern@fes.de](mailto:bayern@fes.de)  
Lektorat & Korrektorat: Jana Schrewe  
Gestaltung: Barbara Stefan  
Druck: Druckerei Brandt GmbH, Bonn

*Die in dieser Publikation zum Ausdruck gebrachten Ansichten sind nicht notwendigerweise die der Friedrich-Ebert-Stiftung e.V. Eine gewerbliche Nutzung der von der Friedrich-Ebert-Stiftung (FES) herausgegebenen Medien ist ohne schriftliche Zustimmung durch die FES nicht gestattet. Publikationen der Friedrich-Ebert-Stiftung dürfen nicht für Wahlkampfzwecke verwendet werden.*

Bildnachweise:

Titelfoto: Stadt Regensburg, Bilddokumentation

Privates Fotoarchiv von Christa Meier: S. 10, 14, 15, 16, 20, 25, 34, 39, 42, 52, 54, 62, 63, 64, 65, 66, 68, 71, 77, 80 (mit Norbert Hartl), 82, 92, 97, 99, 100, 102, 106, 107, 108, 109, 110, 112, 113, 114, 115, 122 (Fotograf: Adolf Reisinger), 125, 130, 170, 172, 173, 175

Stadt Regensburg, Bilddokumentation: S. 48, 132, 133 unten, 139, 143, 148, 152, 156, 165, 167, 168

Aus Achim Werner, Unsere Oberbürgermeisterin Christa Meier: S. 17, 22, 133 oben links, 133 oben rechts, 136, 149

Uwe Moosburger: S. 70, 180

picture alliance / Oscar Poss: S. 28

picture alliance / AP Images (AP): S. 111

picture alliance / dpa | DB: S. 158

*Wir haben uns bemüht, alle Nutzungsrechte einzuholen.*

*Sollte uns das in einem Fall nicht gelungen sein, kontaktieren Sie uns bitte unter [bayern@fes.de](mailto:bayern@fes.de).*

ISBN: 978-3-98628-301-8

© 2023

## Inhalt

Vorwort der Friedrich-Ebert-Stiftung .....	5
Aufgewachsen zwischen Galgenberg und Kasernenviertel .....	9
Spielend lernen .....	19
Bandenführerin .....	27
Die Ängste meiner Mutter .....	33
Die Kriegerwitwentochter am Gymnasium .....	41
Meine Studienjahre .....	53
Ludwig - oder das Streben nach gemeinsamen Zielen .....	59
Lehrerin in Würselen .....	67
Die Rettung der Regensburger Altstadt .....	79
SPD-Politik in der Stadt und auf dem Land .....	91
Beste Aussicht .....	101
Im Bayerischen Landtag .....	105
Privatsache Krankheit .....	123
Im Rathaus .....	129
Konservatives Erbe – fortschrittliche Politik .....	147
Rückkehr an die Schule .....	157
Leben – Werk – Kunst .....	169

## Vorwort der Friedrich-Ebert-Stiftung

Ohne Geschlechtergerechtigkeit gibt es keine soziale Gerechtigkeit und keine lebendige, starke Demokratie. Dieses politische Vermächtnis prägt unser Selbstverständnis. Die Soziale Demokratie war stets Vorreiterin für Geschlechtergerechtigkeit. Das gilt etwa für die Einführung des Frauenwahlrechts (1919) oder für die in der Verfassung verankerte Gleichberechtigung von Mann und Frau. Die Arbeit der FES orientiert sich an den Grundwerten der Sozialen Demokratie: Freiheit, Gerechtigkeit und Solidarität. Hieraus folgen konkrete politische Ziele, um gleiche Verwirklichungschancen und gesellschaftliche Einflussmöglichkeiten zu garantieren – unabhängig von Geschlecht, sexueller Identität und Orientierung.

Auch die Friedrich-Ebert-Stiftung in Bayern verfolgt mit spezifischen bildungspolitischen und politikberatenden Angeboten das Ziel, bestehende Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern weiter abzubauen. Mit dieser Publikation möchten wir die Lebensgeschichte der ersten weiblichen Oberbürgermeisterin Bayerns, Christa Meier, erzählen. Sie soll zur Reflexion über politische Teilhabe von Frauen anregen und als Inspiration wirken. Und wir möchten Frauen Mut machen für das politische Engagement – direkt vor Ort in der eigenen Kommune oder auf dem Parkett der Landes-, Bundes- oder Europapolitik. Denn unsere Demokratie lebt vom politischen Engagement von Männern und Frauen, die sich für ihre politischen Werte einsetzen und mitgestalten wollen.

Gerade in der heutigen Zeit, in der das kommunalpolitische Engagement angesichts von Krisen und Ausnahmesituationen sowie Anfeindungen in der realen und virtuellen Welt herausfordernder geworden ist, ist es wichtig, dass weiterhin engagierte Menschen ein politisches Amt anstreben.

Christa Meier, geboren 1941, war in ihrem Leben oftmals die erste Frau. Sie war die erste Frau in ihrer Familie, die studieren durfte, die erste Frau im Stadtrat, die sich in Regensburg gegen die autogerechte Stadt engagiert hat. 1978 wurde sie die erste weibliche stellvertretende Landesvorsitzende der BayernSPD und die erste weibliche Vorsitzende des Kulturausschusses im Bayerischen Landtag. 1990 wählten die Bürger\_innen sie zur Oberbürgermeisterin der Stadt Regensburg und damit zur ersten weiblichen Rathaus-Chefin einer bayerischen Großstadt.

Ihr Lebensweg zeigt auf, wie politische Teilhabe von Frauen in Bayern von den frühen 1970ern bis Ende der 1990er aussah, und gibt uns einen Einblick in die politische Debattenkultur und in die Lebensweise dieser Zeit. Biografien versetzen uns in die Vergangenheit und spiegeln dadurch auch die Gegenwart wider.

Auch heute noch sind Frauen nicht ausreichend in politischen Ämtern repräsentiert. Im Bayerischen Landtag sind aktuell nur 26,8 Prozent aller Abgeordneten Frauen. Auf kommunaler Ebene sieht es nicht viel besser aus. So sind nur drei von 25 Oberbürgermeister\_innen der kreisfreien (Groß-)Städte in Bayern weiblich. In Räten kreisangehöriger Städte und Gemeinden liegt der Frauenanteil bei 22 Prozent, in Kreistagen bei 28 Prozent und in kreisfreien Städten bei 34 Prozent.

Christa Meiers Biografie veranschaulicht den schwierigen Weg von Frauen in die Politik und die oftmals frauenfeindliche Debattenkultur. Nach wie vor existieren gesellschaftliche Hürden, die es Frauen erschweren, Familie, Beruf und Ehrenamt zu vereinbaren. Zu den größten Herausforderungen zählen aber vor allem die Praktiken der Parteien, die beim „Aufbauen“ von Kandidierenden auf altbewährte Netzwerke und vertraute Muster setzen und dabei direkt oder indirekt Männer bevorzugen.

Für Christa Meier war Geschlechtergerechtigkeit ein Querschnittsthema in allen Politikbereichen. Sie setzte sich als Landtagsabgeordnete und später als Oberbürgermeisterin für Bildungsgerechtigkeit, Umweltschutz und eine moderne Stadtentwicklung ein. In den oft stark konservativ geprägten Bereichen in Bayern war die Sozialdemokratin oftmals ihrer Zeit voraus. Was sie persönlich antrieb, waren Fleiß und ein großer Gerechtigkeitssinn.

Beim Lesen der Biografie werden viele Wegbegleiter\_innen Christa Meiers genannt, die später in der Politik bekannt geworden sind. Das fast schon legendäre Würselen verknüpft das Leben des SPD-Kanzlerkandidaten Martin Schulz und der früheren Regensburg SPD-Oberbürgermeisterin Christa Meier. Martin Schulz ging in der Stadt in Nordrhein-Westfalen zur Schule – als Erstklässler traf er auf Christa Meier, die dort in den 1960er Jahren als Lehrerin arbeitete.

## Martin Schulz erinnert sich an Christa Meier



*Wenn ich an Christa Meier denke, dann sehe ich mich als kleinen Jungen in der katholischen Knabenschule Lehnstraße in meiner Heimatstadt Würselen an meinem Einschulungstag. Gegenüber stehen Junglehrerinnen und Junglehrer, die ihre einzelnen Klassen zugeteilt bekommen. Unter diesen Lehrerinnen und Lehrern steht eine junge Frau namens Christa Meier, die an dieser Schule als junge Lehrerin in den 60er Jahren in der damals stark vom Bergbau geprägten Stadt Würselen ihren Dienst versah. Ich hatte Christa Meier später aus den Augen verloren, als ich dann aber die Kommunalpolitikerin Christa Meier viele Jahre danach in Regensburg wiedertraf, erinnerte ich mich natürlich an diese Kindheitserfahrung. Der Einschulungstag bleibt für Kinder immer ein unvergesslicher Tag! Christa Meier war zwar nicht meine Klassenlehrerin, aber ich habe sie in manchen Vertretungsstunden erlebt. Das ist aber nur eine Randnotiz. Ich habe viel Respekt für die große politische Lebensleistung dieser herausragenden Oberbürgermeisterin der Stadt Regensburg. Ich habe mich Christa Meier immer in einer besonderen, und ich glaube auch nachvollziehbar persönlichen Weise verbunden gefühlt. Ich glaube, dass sie eine ganz herausragende Frau in der bayerischen Politik war. Ich gratuliere ihr von ganzem Herzen.*



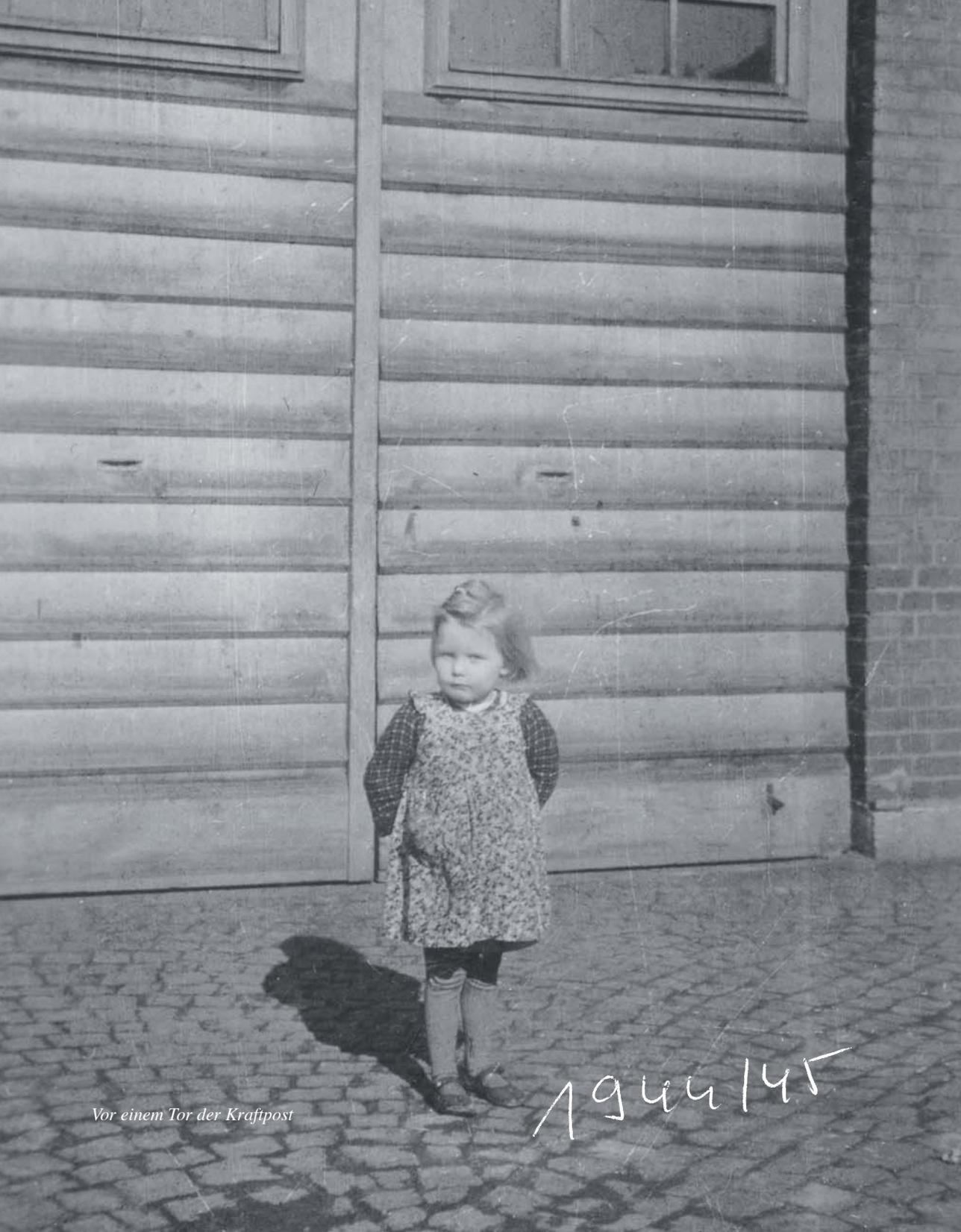
Herzlichen Dank an Christa Meier für die Bereitschaft, bei unserem Projekt als Interviewpartnerin zur Verfügung zu stehen. Danke an die Redakteurin Julia Weigl-Wagner, die das gesprochene Wort und das Wesen von Christa Meier in Schriftform wiedergegeben hat.

Viel Freude beim Lesen!

Simone Reperger und Eva Nagler  
Friedrich-Ebert-Stiftung Bayern



**Aufgewachsen  
zwischen Galgenberg  
und Kasernenviertel**



*Vor einem Tor der Kraftpost*

1944/45

Halb schlafend, halb wachend lag ich im Bett. Es fühlte sich an, als hätte mich ein Windhauch geweckt. Als ich die Augen aufschlug, sah ich, wie eine Maus flink an der Kante eines Vorhangschals zur Decke hinaufkletterte. – Diese Erinnerung aus dem Winter 1944/1945 gehört zu den ersten aus meinen frühen Jahren. Dort, wo wir wohnten oder besser gesagt, dort, wo zu dieser Zeit unser Bett stand, lebten eben auch Mäuse.

### **Dort, wo wir wohnten, lebten eben auch Mäuse.**

Neben mir lag Manfred, mein kleiner Bruder. Er war erst zwei Jahre alt. Meine Mutter war bereits aufgestanden und half meiner Großmutter beim Briefeaustragen. Mein Vater war noch im August 1944 zum Kriegsdienst eingezogen worden und kam nie wieder zurück.

Wer meine Eltern waren? Die Mutter kam aus der Stadt, der Vater vom Land. Um genau zu sein, kam mein Vater Rupert aus Harting, wo meine Großmutter Maria Stangl, geborene Ferstl, ein „Sachl“ bewirtschaftete. Das war ein kleines Anwesen. Bauernhof konnte man nicht dazu sagen. Die paar Tagwerke brachten ein, was die Familie brauchte. Mein Großvater Jakob Stangl arbeitete in der Güterabfertigung am Regensburger Güterbahnhof. Auch mein Vater hatte bei der Bahn gearbeitet, allerdings als Rangierer am Ostbahnhof Richtung Burgweinting und war als solcher zunächst UK, das heißt vom Wehrdienst freigestellt, also unabkömmlich.

Mein Vater Rupert Stangl wurde am 23. Oktober 1913 geboren. Er war der Mittlere von drei Brüdern. Sein älterer Bruder Jakob hatte Schmied gelernt und lebte später in Barbing. Der jüngere Bruder, Onkel Koloman, wurde mit nur 17 Jahren eingezogen. Er kannte keine Jugend, sondern nur den Krieg und die sowjetische Kriegsgefangenschaft. Als er 1955 nach Hause kam, war er 29 Jahre alt. Mein Bruder und ich waren gern mit Onkel Koloman zusammen. Wir nannten ihn Kole, verbrachten viel Zeit mit ihm und er mit uns. Sonntags gingen wir zu Fußballspielen zum Jahn oder auf die Dult. Kole war unser toller Onkel. Wir himmelten ihn an.

Meine Mutter wurde am 9. Oktober 1912 als Theresia Peintinger geboren. Sie war das dritte Kind der Eheleute Theresia und Georg Peintinger. Bis 1934 sollten noch sieben weitere Kinder hinzukommen. Schließlich freute sich meine Mutter über vier Schwestern und fünf Brüder. Die Familie lebte im Gebäude der Kraftpost, des heutigen Posthofs, an der Kreuzung Friedenstraße/Galgenbergstraße südlich der Regensburger Altstadt und des Hauptbahnhofs.

Dort arbeitete mein Großvater als Hausmeister. Er kümmerte sich um alle Reparaturen am Gebäude und sorgte dafür, dass abends die Tore abgeschlossen wurden.

Das Gebäude der Kraftpost Regensburg wurde zwischen 1925 und 1927 als Depot und Werkstatt für Postbusse und Fahrzeuge des Zustelldienstes von der Oberpostdirektion Regensburg errichtet. Die imposante dreiflügelige Hofanlage dominierte damals die Straßenkreuzung von Frieden- und Galgenbergstraße und erinnert noch heute an die Blütezeit des Kraftpostwesens. Schließlich war dieses Gebäude Ausdruck einer umfassenden Modernisierung und Motorisierung des Transportwesens. Außerdem waren in den Flügeln des Gebäudekomplexes Wohnungen für Bedienstete untergebracht. Wie die Deutsche Reichsbahn und viele andere Unternehmen hielt auch die Deutsche Reichspost wegen des allgemeinen Wohnraummangels in dieser Zeit betriebseigene Wohnungen für ihre Mitarbeiter bereit. Die Adresse des langen Wohntrakts lautete Friedenstraße 28–32.

Im Wohntrakt der Kraftpost – das Wort Kraftpostwerkstatt verwendeten wir so gut wie nie – ereigneten sich die meisten meiner frühen Kindheitserlebnisse. Ich glaube, meine Großmutter Theresia spielte dabei jeweils die Hauptrolle. Als Mutter von zehn eigenen Kindern und mit vielen Enkelkindern hielt sie die Familie zusammen. Dass die Wohnverhältnisse beengt waren, störte dabei niemanden. Tatsächlich kannte ich fast alle neun Geschwister meiner Mutter. Das war der Onkel Schorsch (Georg) als Ältester, dann kamen der Karl, der Sepp, der Walter, der August, den sie Gustl nannten, die Tante Sophie, dann die Tante Liesl, Erna und schließlich die Jüngste, Irmgard. Meine Tante Irmgard wurde im Herbst 1934 geboren und war ein paar Tage jünger als ihre Nichte. Die Tochter ihrer ältesten Schwester wurde etwa zur gleichen Zeit geboren. Zwei Generationen, aber nur ein paar Tage Unterschied. Das war damals keine Seltenheit, wenn es in einer Familie so viele Kinder gab.

August war einer der jüngeren Geschwister meiner Mutter. An ihn kann ich mich kaum erinnern. Der Gustl entlarvte sich als glühender Anhänger Hitlers. Begeistert ging er zur Hitlerjugend. Noch im Januar oder Februar 1945 meldete er sich freiwillig für den Kriegseinsatz und fiel im April 1945. Tot.

Mein Großvater mütterlicherseits war ein frommer Katholik. Er ging jeden Sonntag zum Gottesdienst in die Alte Kapelle am Kornmarkt, meistens alleine, ohne meine Oma. In der Regel war sie dann schon in der Frühmesse in der Antoniuskirche. Nach ihrer Rückkehr begann sie mit den Vorbereitungen für das Mittagessen für die ganze Bagage und auch sonst hatte sie am Sonntag viel Arbeit.

Die Kirche war meinen Großeltern wichtig, die nationalsozialistische Obrigkeit nicht. Einmal, so erzählt man sich noch heute in der Familie, kam Hitler als Ehrengast nach Regensburg. Es

war der 6. Juni 1937. In der Walhalla sollte die Büste Anton Bruckners eingeweiht werden. Hitler nutzte dieses Ereignis nach allen Regeln der Propaganda, ließ sich – flankiert von Fahnen und jubelnden Uniformierten – durch die Stadt fahren, vorbei an mit Hakenkreuzfahnen geschmückten Fassaden. Als Hausmeistersgattin war es die Aufgabe meiner Großmutter, auch das repräsentative Gebäude der Kraftpostwerkstatt mit den Hakenkreuzfahnen zu dekorieren. Öffentliche Gebäude mit Fahnen zu schmücken, war Pflicht. Doch am Haus an der Ecke Galgenbergstraße/Friedenstraße hing kein Hakenkreuz. Auf die Frage, warum sie keine Fahne hinausgehängt hätte, antwortete meine Großmutter schließlich: „Das ist so ein alter Fetzen.“ – Es war wohl wirklich ein alter Fetzen, aber man hätte ihr diesen Ausspruch auch anders auslegen können, so wie sie es vielleicht auch gemeint hatte. Mit ihren Sticheleien gegen die Nazis und ihrem sehr persönlichen Widerstand war meine Großmutter in guter Gesellschaft.

## **Meine Großmutter stichelte gegen die Nazis.**

In Regensburg hatten die Nazis kein leichtes Spiel und besonders schlechte Wahlergebnisse. Die Stadt war katholisch und konservativ. Die Regensburger mochten Hitler nicht und umgekehrt war es genauso. An jenem 6. Juni 1937 trug sich nämlich noch eine andere, von vielen zwar unbemerkte, jedoch bis heute umso eifriger kolportierte Geschichte zu. Vor ein paar Jahren erzählte sie mein Nachfolger im Amt des Oberbürgermeisters, Hans Schaidinger, anlässlich der Brückenpreisverleihung an die Brüder Hans-Jochen und Bernhard Vogel: Beim Empfang im Reichssaal hätte Hitler unter einem Leuchter gestanden und etwas später sei dieser schwere, mehrarmige Leuchter zu Boden gefallen. Er habe den Reichskanzler nur knapp verfehlt. Das hätte Hitler dazu veranlasst, Regensburg von da an zu meiden.

Nach der Schule lernte meine Mutter Theresia Peintinger in der Kohlenhandlung Kobler in der Wittelsbacherstraße den Beruf der Bürokauffrau. Sie war damals 15 Jahre alt. Irgendwo zwischen der Regensburger Kraftpost, wo die Familie meiner Mutter lebte, und dem Ostbahnhof, wo mein Vater als Rangierer arbeitete, begegneten sich meine Eltern schließlich. Wahrscheinlich half die ältere Schwester meiner Mutter etwas nach, indem sie Theresia immer wieder aufforderte, mit ihr zum Tanzen zu gehen. Dort traf sie den ganz besonders charmanten Rupert Stangl. Er war ein eifriger Tänzer. Meine Mutter interessierte sich, so erfuhr ich später, gar nicht so sehr für das Tanzen. Um sich jedoch einen feingefühligen und zugewandten Mann auszusuchen, eigneten sich die Tanzveranstaltungen der 1930er Jahre ausgesprochen gut.

Theresia und Rupert mochten einander sehr und konnten sich eine gemeinsame Zukunft vorstellen. Die Geschichte, wonach das Paar zu Weihnachten 1939 verreisen wollte – mit dem Motorrad ins sächsische Aschersleben, wo der älteste Bruder meiner Mutter lebte –, hält sich bis heute. Kurz vor dieser Reise legalisierten meine Eltern ihre Liaison. Theresia Peintinger

und Rupert Stangl heirateten am 23. Dezember 1939. Da die Wohnungsnot groß war, quartierte sich dann auch mein Vater in der Hausmeisterwohnung meiner Großeltern ein. Im Haushalt meiner offenenherzigen und leutseligen Großmutter kam es auf einen mehr oder weniger nicht an. Keine zwei Jahre nach der Hochzeit, am 6. Dezember 1941, gesellte ich mich zu ihnen und wurde auf den Namen Christa Maria Theresia getauft.

Zur Geburt selbst hatte sich meine Mutter ein paar Straßen weiter in Regensburgs renommierte Geburtsklinik begeben, obwohl sich damals noch viele werdende Mütter für eine Hausgeburt entschieden. Vielleicht war es in der Klinik aber auch einfach ein bisschen ruhiger als im Haushalt der Großmutter, in dem es immer zuging wie in einem Bienenstock. Jedenfalls war die sogenannte Zeitlerklinik in einer Villa eingerichtet worden, die um das Jahr 1900 vom Fürstlich Thurn und Taxisschen Oberdomänenrat, Dr. Alfred Diepolder, gebaut worden war. 1929 hatte der Regensburger Arzt Dr. Franz Zeitler dort eine gynäkologische Privatklinik eröffnet, die in den 1970er Jahren von Dr. Georg Opitz übernommen wurde und fortan Opitzklinik hieß. Bis um das Jahr 2000 erblickten dort in der Luitpoldstraße 11 a viele Regensburgerinnen und Regensburger das Licht der Welt. Ich bin eine von ihnen.



*Erste Gehversuche*

In der Wohnung meiner Großmutter war die Küche der wichtigste Raum. Hier trafen sich alle. Die Küche war groß und lang mit hohen Fenstern. Zum Fensterbrett führten vom Boden aus drei Stufen. Kaum, dass ich als knapp Einjährige wackelig auf meinen eigenen Füßen stand, half mir mein Opa, ein bisschen höher zu klettern und zum Fenster hinauszuschauen. Für mich war das ein Fest. Immer wieder zupfte ich meinen Großvater an der Hose und forderte ihn auf, mich aus dem Fenster schauen zu lassen: „A grinsada Zwoaring am Fensterbrettl“ hieß es dann von den Leuten, die mich von der Straße aus sahen und denen ich quietschend vor Freude zuwinkte. „A grinsada Zwoaring“ heißt wohl so viel wie ein grinsendes Zweifennigstück. Vielleicht war das auch ein Kosename für ein kleines Kind. Ich weiß nicht, ob ich mich an dieses Spiel mit meinem Großvater selbst erinnere oder ob es mir so oft erzählt wurde, dass

ich heute glaube, ich wüsste noch, wie es sich anfühlte, mit meinem Großvater zu scherzen. Ähnlich verhält es sich wohl mit dem Spiel, bei dem zwei Brüder meiner Mutter für meinen und ihren Spaß sorgten. Wenn Onkel Sepp und Onkel Walter gut aufgelegt waren, „schützten“ sie mich in der Küche hin und her. Wie ich das genoss, wenn ich von einem Onkel zum anderen geworfen wurde!

In der Wohnung meiner Großmutter hatten meine Eltern zusammen mit mir ein Zimmer. Nachdem mein Bruder Manfred am 5. Dezember 1943 zur Welt gekommen war, zogen meine Eltern bei der Großmutter in der Friedenstraße aus und bei Familie Schollwöck in der Galgenbergstraße ein, wobei wir dort nur übernachteten. Frau Schollwöck arbeitete mit meiner Großmutter zusammen als Briefträgerin und ihr Mann war Omnibusfahrer bei der Post. Eine eigene Wohnung war damals für die wenigsten erschwinglich, deshalb half man sich gegenseitig. Denn auch wer eine Wohnung ergattert hatte, konnte sie sich oft allein nicht leisten und musste sie mit Untermietern finanzieren. Bei den Schollwöcks machte ich im Alter von drei Jahren schließlich auch die Bekanntschaft mit jener akrobatischen Maus, die sich so behände am seitlichen Saum eines Vorhangschals in Richtung Decke bewegte.

Viele Kriegsjahre lang war mein Vater als Rangierer am Ostbahnhof „UK“ gestellt und musste nicht in den Krieg ziehen. Das änderte sich jedoch gegen Ende des Krieges. Jetzt wurden alle eingezogen, auch mein Vater. Nach einer sechswöchigen Schulung in Bayreuth kam er an die Ostfront. Er fiel am 8. Februar 1945 bei Breslau, nur ein Vierteljahr vor Kriegsende.

Ein paar Tage später erhielt meine Mutter die lapidar formulierte, millionenfach verschickte Todesmitteilung, in der es so ungefähr hieß: „Sehr geehrte Frau Stangl, wir müssen Ihnen leider eine traurige Mitteilung machen. ... Zur Ehre des Vaterlandes ...“



*Mein Vater mit mir (l.) und einer meiner Cousinen*

## Ein paar Tage später erhielt meine Mutter die lapidar formulierte Todesmitteilung.

Bruder als einen, der mit seinen anderthalb Jahren gut und schlecht kaum unterscheiden konnte, und mich selbst voller Sehnsucht nach meinem Vater. Ich hätte alles dafür gegeben, meinen Vater wieder zu uns zurückzuholen. Er war für mich Feinsinn und Geborgenheit in Person. Er hatte auf den Männlichkeitswahn der Nationalsozialisten gepfiffen und mit großem Vergnügen den Kinderwagen mit seiner lachenden Christa geschoben, stolz und ganz bei sich und seiner kleinen Familie. Bildung war ihm ein besonders hohes Gut. So stellte er sich vor, dass seine Kinder einmal mehr davon ergattern könnten als er. Der Wortschatz eines Menschen könne nicht groß genug sein, um die Nuancen im Alltag, der Wissenschaft und der Politik fein differenziert zu formulieren. Seine Neugier hatte er von Herzen gerne mit mir geteilt. Auch wenn ich noch kaum ein Wort sprechen konnte, erklärte er mir schon die Bedeutung der gerade aufgeschnappten Fremdwörter. Das erzählten mir die Metzgerinnen von der anderen Seite der Galgenbergstraße noch lange nach dem Tod meines Vaters. Und dann – auch das wussten die Nachbarinnen – soll der Fußballfan und leidenschaftliche Tänzer oft wiederholt haben: „Wenn meine Tochter einmal groß ist, gehen wir zusammen zum Ball.“ Wenn ich auf seinem Arm saß, drehte er sich mit mir im Kreis. In Erinnerung an meinen Vater träume ich noch heute davon, in meinem nächsten Leben als Tanzmaus wiedergeboren zu werden. So jung im Krieg gefallen, blieb mein schmerzlich vermissteter Vater ein Traum von einem Mann und der Krieg, der ihn mir genommen hat, mein größter Feind.

Ich weiß nicht mehr, ob meine Mutter mit mir über den Tod meines Vaters sprach oder wie ich sonst erfuhr, dass ich nun ohne meinen Vater weiterleben werde. Jedenfalls erlebte ich meine Mutter in dieser Zeit abwesend, tapfer und traurig, meinen kleinen



*Auch später tanzte ich noch sehr, sehr gerne.  
Wie hier auf dem Divisionsball, um 1980.*

Unser Schlafgängerleben bei der Familie Schollwöck in der Kraftpost ging dann doch zu Ende. Ich glaube, es war bald nach Kriegsende, da bezogen wir mit unserer Mutter zwei Dachkammern in der Gumpenbergsstraße. So untröstlich, blass und schwach meine verwitwete Mutter auch

in die Frühlingssonne des Jahres 1945 blinzelte, so überzeugt und löwenstark schlüpfte sie jetzt in ihre neue Rolle. Sie würde arbeiten, Geld verdienen und es ihren beiden Kindern an nichts fehlen lassen.

### **Sie würde arbeiten, Geld verdienen und es ihren beiden Kindern an nichts fehlen lassen.**

In einer der Dachkammern war unsere Küche mit einem Waschbecken. Dort wusch man nicht nur Gemüse, Fleisch und Geschirr, sondern auch sich selbst. In der anderen Dachkammer standen unsere Betten. Eine Toilette gab es nicht. Beide Kammern zeigten nach Süden. Im Norden war der Dachboden, auf dem unsere Vermieter allerhand Gerümpel gelagert hatten. Inmitten alter Schränke, Kinderwägen, Schlitten und kaputter Sachen stand auch unser Abortkübel, den meine Mutter jeden Morgen zum Unteren Katholischen Friedhof hinüberschleppte und den Inhalt in der dortigen öffentlichen Toilettenanlage entsorgte.



*Meine Mutter mit Manfred und mir, 1945*

Meine Mutter war von Haus aus kein politisch denkender Mensch, doch als sie in jenem Brief vom Tod meines Vaters „fürs Vaterland“ erfuhr, begann sich ihr Weltbild zu wandeln. Von diesem Moment an zählte der Krieg zum Widerlichsten, was ihr in ihrem jungen Leben widerfahren war. Sie war Anfang 30, als sie mich, ihre damals vierjährige Tochter, am 17. März 1946 an die Hand nahm und mit mir zum Regensburger Arnulfsplatz ging. Im dort gelegenen Stadttheater sollte der zukünftige SPD-Vorsitzende Kurt Schumacher im Neuhaussaal eine Rede halten. Schumacher eilte der Ruf eines mitreißenden Redners voraus. Unzählige Menschen wollten den SPD-Politiker hören. Der Saal war völlig überfüllt. Schließlich entschieden die Veranstalter, die Ansprache mit Lautsprechern auf den Arnulfsplatz hinaus zu übertragen. Schumacher war ein glühender Gegner der Nationalsozialisten, die ihn wegen seiner politischen Aktivitäten verhaftet und in Konzentrationslagern inhaftiert hatten. Er überlebte und positionierte sich im Nachkriegsdeutschland neu. Als promovierter Jurist besaß er die Fähigkeit, das Chaos der Nachkriegszeit mit einer Ladung Ordnung zu impfen. Meine Mutter war begeistert von seiner Vorstellung einer Demokratie – als Kriegerwitwe, als allein-erziehende Mutter und als berufstätige Frau.

Im September 1947 wurde ich mit fünfeinhalb Jahren eingeschult. Ich war noch sehr jung, aber mein Wissensdurst war so groß, dass mich nichts und niemand mehr im Kindergarten gehalten hätte. Zu der Zeit fing meine Mutter wieder an zu arbeiten. Mein Bruder Manfred war damals erst vier. Wenn meine Mutter im Büro war, passte unsere Großmutter auf ihn auf. Zwischen der Gumpfenbergstraße und der Wohnung der Oma in der Kraftpost gab es immer einen regen Austausch. Wir waren nie allein und wenn die Oma nicht da war, dann gab es die vielen Geschwister meiner Mutter, die manchmal auch etwas mit uns unternahmen. So wie sich jetzt die jüngeren Geschwister unserer Mutter um uns kümmerten, hatte sich früher unsere Mutter um sie gekümmert. Besonders das Fortkommen ihrer jüngsten Schwester Irmgard lag ihr am Herzen. 1945 bei Kriegsende und unmittelbar danach war es extrem schwierig, eine Arbeitsstelle oder einen Ausbildungsplatz zu bekommen. Meine Mutter kannte viele Menschen. Sie vermittelte Irmgard eine Stelle beim Merkur, dem Kaufhaus am Regensburger Neupfarrplatz. Dort machte Irmgard Karriere in der Textilabteilung. Bald war sie Einkäuferin. Schließlich ging sie nach Stuttgart und nach Köln, wo sie ihren späteren Ehemann kennenlernte. Dort lebte sie bis vor ungefähr fünf Jahren. Dann zog sie zu ihren Kindern in die Nähe von Ansbach. Die sehr viel jüngere Cousine Ria begann auf Empfehlung meiner Mutter bei der Metzgerei Ostermeier als Verkäuferin.

Bei aller Fürsorge für ihre Geschwister, Cousins und Cousinen dachte meine Mutter auch an sich selbst und kümmerte sich um ihr eigenes Fortkommen. Als Bürokauffrau ließ meine Mutter ihre Kontakte auch für sich selbst arbeiten. So gelang es ihr, bei der Bundesbahndirektion eine Stelle zu bekommen. Die Mentalität der Post- und Bahnbediensteten war meiner Mutter vertraut. Sie kannte sie aus der eigenen Familie und der ihres gefallenen Ehemannes nur zu gut. Bei der Post und bei der Bahn gab es relativ sichere Arbeitsplätze. Das war wichtig. Außerdem war meine Mutter fleißig und ziemlich klug. In der Bundesbahndirektion gingen die Funktionäre der Eisenbahnergewerkschaft ein und aus. Meine Mutter fiel ihnen auf. Nach ein paar Jahren bei der Bahndirektion wurde sie von den Gewerkschaftsfunktionären abgeworben. Die Arbeit dort passte zur politischen Gesinnung meiner Mutter und zu ihrem Sinn für Gerechtigkeit. Ab 1950 arbeitete sie schließlich im Regensburger Gewerkschaftshaus in der Richard-Wagner-Straße, nur ein paar Gehminuten von unserer provisorischen Wohnung in der Gumpfenbergstraße entfernt. Ich war damals acht und mein Bruder Manfred sechs. Im Sekretariat der Eisenbahnergewerkschaft arbeitete meine Mutter, bis sie 65 Jahre alt war und in Rente ging.

## Spielend lernen



3. Klasse

Petal ori, dunde

Meine Schule lag gerade einmal zwei Minuten von unseren Dachkammern entfernt in einer kleinen Sackgasse zwischen der Gumpfenberg- und der Landshuter Straße. Ich glaube, ich war damals schon eine Langschläferin. Daher war der kurze Weg in die Pestalozzischule ideal für mich. Wahrscheinlich war es der ungefährlichste und kürzeste, den es überhaupt gab. Ich konnte morgens ein bisschen trödeln und war dennoch jeden Tag pünktlich in der Schule.

1947, in meinem ersten Schuljahr, war meine Schule schon in die Jahre gekommen. Immerhin stammte sie aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, um genau zu sein, feierte sie ihre Einweihung genau in dem Jahr, in dem dieser Krieg begann – 1914.

Stadtbaumeister Adolf Schmetzer persönlich hatte dieses Schulhaus geplant. Er kümmerte sich auch darum, dass die viergeschossige Zweiflügelanlage im späten Jugendstil mit Walmdächern, Uhrturm mit Zeltdach, Treppenhausrisalit auf Säulen und Schablonenmalereien zügig umgesetzt wurde. Entsprechend stolz muss der erste Schulleiter Karl Lutz gewesen sein. Er schrieb in die noch heute erhaltene Schulchronik: „Das Gebäude enthält im Erdgeschoss und in den drei Obergeschossen 21 Schulsäle, einen Zeichensaal im nördlichen Anbau, ein Oberlehrer- und ein Lehrerzimmer, ein Zimmer für den Schularzt, Zimmer und Kammern für Lehrmittel und die erforderlichen Aborte.“ Die Eingänge für Mädchen und Buben waren strikt getrennt. Es gab eine Schulküche, getrennte Duschen für die Schülerinnen und Schüler sowie eine Zentralheizung und eine Lüftungsanlage. Im Turnhallenanbau waren im Erdgeschoss die Buben und im Obergeschoss die Mädchen untergebracht. Besonders interessant an dem für das frühe 20. Jahrhundert hochmodernen Schulbau war, dass das Dach des Turnhallenanbaus als Flachdach mit Natursteinbalustrade ausgebildet war, damit die Mädchen im Freien Sport treiben konnten. Der reguläre Schulbetrieb konnte kriegsbedingt nicht allzu lange aufrechterhalten werden. Es fehlte an allem, an Heizmaterial, an Lehrern, da sie zum Kriegsdienst eingezogen wurden, und schließlich auch an Schülerinnen und Schülern, da sie zu Hause mithelfen mussten, statt zur Schule zu gehen. Außerdem wurde in einem Turnsaal und im Lehrerzimmer ein Kriegslazarett eingerichtet. Im Zweiten Weltkrieg ging es meinem späteren Schulhaus nicht besser. Ab 1943 wurden in der Pestalozzischule Flüchtlinge und ausgebombte Familien untergebracht. Der

## Der Krieg war vorbei, als ich zur Schule kam.

und anderem Kriegsgerät eingewiesen. – Glücklicherweise war der Krieg vorbei, als ich zur Schule kam.

In den Wochen vor meiner Einschulung übte ich meinen kurzen Schulweg. Mein Kindergarten, der Kindergarten der Pfarrei St. Anton, lag damals von der Gumpfenbergstraße aus gesehen ungefähr so weit im Westen wie meine neue Schule von dort aus gesehen Richtung Osten lag. Zu meiner Großmutter musste ich vom Kindergarten aus nur die Straße überqueren. Zwar freute ich mich darüber, bald Schulkind zu sein, doch hatte das Ganze auch einen Haken.



*Mein erster Schultag, 1947*

sogenannte Volkssturm eroberte die Klassenzimmer. Dort und auf dem Schulhof wurden halbwüchsige Buben und alte Männer in den Umgang mit Panzerfäusten

Ich war Linkshänderin. Im Kindergarten störte sich niemand daran, doch in der Schule hatte, wer mit der linken Hand schrieb, Strafen zu befürchten. Beim Kirchengang vor Schulbeginn am ersten Schultag wurde mir das so sehr bewusst, dass ich in Tränen ausbrach. Die Schläge auf die linke, „die böse und schmutzige“ Hand nannte man Tatzen. Ich fürchtete mich so sehr davor, dass ich fortan mit der rechten Hand schrieb, so wie ich es geübt hatte. Zugegeben, es fühlte sich etwas verkrampt an. Im Gegensatz dazu war der Kindergarten für mich der Inbegriff von Unbeschwertheit gewesen. Doch ich war neugierig und wissensdurstig und wusste, dass mein zukünftiger Lebensweg ohne Schule nicht denkbar war. Aber weil ich so gern in den Kindergarten gegangen war, fand ich für die Zeit des Übergangs von der einen in die andere Lebensphase eine formidabile Lösung: Ich ging vormittags in die Schule und nachmittags in den Kindergarten. Jetzt genoss ich es, mich als Große jeden Tag mit meinen kleinen Freundinnen und Freunden im Kindergarten zu treffen und ihnen zu erzählen, was sie bald selbst erwartete.

An meinen ersten Schultag 1947 in der Pestalozzischule erinnere ich mich nicht mehr ganz genau, zu sehr beschäftigten mich Schulweg und das Schreiben mit der rechten Hand. Ich weiß nur noch, dass mit mir ungefähr 50 andere Mädchen

im Klassenzimmer saßen und dass es die sogenannte Schulspeisung der Amerikaner gab, mit Kakao und Semmeln.

Allmählich gewöhnte ich mich schließlich an mein Leben als Schülerin, schrieb mit der rechten Hand, ohne dass ich noch allzu viel davon merkte, und meisterte das erste Schuljahr ohne eine einzige Tatze.

Kein Mensch wird so einfach durch Training Rechtshänder. Als Erwachsene schrieb ich wieder mit der linken Hand. Warum sollte ich mich auch an die unsinnige Regel halten, die sich Menschen ausgedacht hatten, damit sie die langsam trocknende Tinte des Geschriebenen nicht verwischten. Moderne Tinte trocknet schneller, als ich schreiben kann. Ich finde, es ist schon ein gewaltiger Eingriff in die Persönlichkeit eines Menschen, wenn man ihm als Kind das Schreiben mit der linken Hand verbietet. Zu meiner Schulzeit war das noch an der Tagesordnung. Die Rede von der guten und der bösen Hand hatte beinahe etwas Ideologisches.

Ab der dritten Klasse klingelte ich jeden Morgen um kurz vor acht Uhr bei der zwei Jahre jüngeren Isolde und holte sie ab, um mit ihr unseren kurzen Schulweg zu teilen. Isoldes Eltern hatten in der Gumpfenbergstraße eine schöne Wohnung. Ihr Vater war Josef Rothhammer. Als Redakteur und Sozialdemokrat wurde er unter den Nationalsozialisten politisch verfolgt, mit einem Berufsverbot belegt und im Konzentrationslager Dachau inhaftiert. Nach seiner Entlassung wechselte Rothhammer die Branche, arbeitete sich ins Bauwesen ein und wurde leitender Angestellter eines Steinbruch- und Fuhrunternehmens. Schließlich wurde er zum Kriegsdienst eingezogen und geriet bei Kriegsende in französische Gefangenschaft. 1946 kehrte er zurück nach Regensburg und widmete sich dem Aufbau einer demokratischen Presse. Außerdem engagierte sich Josef Rothhammer politisch. Seit 1948 war er Mitglied im Regensburger Stadtrat. Er kandidierte 1952 für das Amt des Oberbürgermeisters, wurde jedoch nicht gewählt und war stattdessen bis 1956 ehrenamtlicher Bürgermeister der Stadt Regensburg. Von 1962 bis 1966 gehörte er dem Bayerischen Landtag an.

Mit Isolde verbrachte ich viele Nachmittage. Nach dem Unterricht erledigten wir möglichst schnell und jede für sich unsere Hausaufgaben, um danach im Garten zu spielen. Wir hielten zusammen wie richtige Freundinnen. Es gab auch andere Mädchen in meinem Alter, die den gleichen Schulweg hatten, mit denen ich aber eher auf Kriegsfuß stand. Dazu gehörten zwei Mädchen, die an der Ecke Sternbergstraße/Hemauerstraße wohnten. Sie lauerten mir regelmäßig auf und wollten mich verprügeln, aber das gelang ihnen nicht, weil ich schneller war als sie. Da sieht man, dass selbst der kürzeste Schulweg nicht vor Feindseligkeiten schützt.

**Selbst der kürzeste Schulweg  
schützt nicht  
vor Feindseligkeiten.**

In der Pestalozzischule lernten Buben und Mädchen getrennt. Durch den Buben-Eingang durfte kein Mädchen gehen und umgekehrt auch nicht. Der westliche Teil mit Turnhalle und Balkon war der Trakt für die Mädchen und der östliche Teil der für die Buben. „Buamaschul“ hieß das bei uns. Damit das auch richtig saß und jedes Mädchen verinnerlichte, dass es die Schule keinesfalls durch den Buben-Eingang betrat, gab es eine Gruselgeschichte. „Beim Eingang zur Bubenschule, da unter den Stiegen, da ist der Karzer“, erzählten wir uns. Keine von uns bekam den Karzer je zu Gesicht. Doch allein die Erzählung von dieser Arrestzelle im vermeintlich dunklen Keller der Schule wirkte höchst disziplinierend und abschreckend auf uns. Wenn wir uns gruseln wollten, malten wir uns aus, wie dunkel, feucht und unwirtlich es da unten wohl sein mochte.

Der Sonntag war ein besonderer Tag, keine Frage. Hin und wieder ermahnte unsere Mutter meinen Bruder Manfred und mich, etwas Ordentliches anzuziehen und mit ihr in die Kirche zu gehen. Sonntagskleidung. Wenn ich das

**Sonntagskleidung.**  
**Wenn ich das Wort schon hörte,**  
**schüttelte es mich.**

Wort schon hörte, schüttelte es mich. Gestärkte Krägen, Bundfalten oder Kniestrümpfe mochte ich überhaupt nicht. Das

Schönste für mich war, in möglichst alten und bequemen Sachen tun zu können, was ich wollte. Für mich traf es sich daher gut, dass wir Kinder sowieso meistens Sachen von den Älteren auftragen mussten, weil das Geld für Neues nicht reichte und es wenig zu kaufen gab.

Sonntags nach der Kirche durften wir unsere Lieblingssachen anziehen, denn nach dem Mittagessen bei der Oma in der Kraftpost machten wir uns meistens alle gemeinsam zu Fuß auf den Weg. An der Donau entlang spazierten wir nach Matting, zum Gasthaus „Schwalbennest“ oder zur Walba, einem Felsen mit gleichnamigem Gasthof, je nachdem wie weit wir kamen und zu welcher Jahreszeit wir unterwegs waren. Wenn es im Herbst früh dunkel wurde, kehrten wir eben zeitiger um und freuten uns im Sommer umso mehr über richtig lange Spaziergänge mit der ganzen Bagage, mit den Großeltern, unserer Mutter und deren Geschwistern. Meistens war es unser Opa, der eine Route auswählte. Von der Friedenstraße auf die Winzerer Höhen oder die zehn Kilometer zum Adlersberg, das war schon eine Entfernung. Die vier Kilometer zum „Schwalbennest“ dagegen fühlten sich für uns eher wie ein Katzensprung an. In den Biergärten an unseren Routen gab es dann Getränke und die mitgebrachte Brotzeit. Was es zu essen gab, war mir schon damals herzlich egal.

Und im Winter? Eines unserer Lieblingsziele war der Viehhausener Berg bei Sinzing wegen seiner rasanten Pisten, die wir mit unserem Schlitten hinunterrasten. Damals konnte man noch mit dem Zug auf einer Nebenbahn vom Hauptbahnhof Regensburg dorthin fahren. Erst als

1965 die Autobahn A3 eröffnete, nahm die Auslastung der Personenzüge ab. Zwei Jahre später wurde die Nebenstrecke komplett eingestellt. Ich erinnere mich gut daran, wie herrlich ausgetobt wir mit glühenden Gesichtern von diesen Ausflügen zurückkehrten. Mit Sonntagskleidern wäre das unmöglich gewesen.



*Erstkommunion, 1950*



**Bandenführerin**



Wo die Galgenbergstraße auf die Friedenstraße trifft und heute eine mehrspurige Kreuzung Regensburgs Verkehrsströme in alle Himmelsrichtungen dirigiert, dort bei der Kraftpost, liegt der Galgenberg. Selbst als wir mit unserer Mutter längst in der Gumpfenbergstraße wohnten, spielte sich unser Leben am Galgenberg ab. Er war der Ort meiner Kindheit. Auf den beiden Straßen herrschte damals kaum Verkehr und so gehörte die Friedenstraße uns. Es gab viele Kinder und viel Platz, ideale Bedingungen für das alte Kinderspiel „Der Kaiser schickt seine Soldaten aus“. Dabei traten zwei Gruppen gegeneinander an, stellten sich in zwei Reihen auf, hakten sich unter und bildeten so eine starke Absperrkette, bis aus der gegnerischen Mannschaft ein Kind losrannte, sich mit voller Kraft gegen die Kette der anderen warf, um sie zu durchbrechen. Je mehr Kinder mitspielten, umso mehr Spaß hatten wir. Wir machten Gefangene, lösten dabei die gegnerische Mannschaft allmählich auf und begannen wieder von vorne, riefen wieder „Der Kaiser schickt seine Soldaten aus im Namen ...“ und dann rannte die oder der Genannte los und musste zusehen, dass sich irgendwo eine lockere Stelle fand, um durchzukommen und die Kette zu sprengen. Oft blieb man hängen, manchmal kam man durch. Wir spielten nachmittagelang, bis es dunkel wurde und uns die Erwachsenen nach Hause holten.

**Es gab  
viele Kinder  
und viel Platz.**

Dieses Kinderspiel ist heute Geschichte und kaum noch denkbar. Erstens gibt es den Straßenraum nicht mehr, zweitens hätten die Eltern Angst, es könnte etwas passieren, und drittens fehlen die Kinder.

Die Stadt war damals so anders, allein, wenn man sich zum Beispiel die Friedenstraße vorstellt. Dort, wo heute die Abbiegespur nach rechts ist, war ein breiter Bürgersteig und in der Furtmayrstraße war es genauso. Einen schmalen zweispurigen Straßenzug säumten Bäume und die Bürgersteige gehörten uns. Wir veranstalteten Wettrennen von der Kreuzung Friedenstraße/Galgenbergstraße bis hinauf zur Kreuzung Bischof-Konrad-Straße/Galgenbergstraße. Ich erinnere mich auch daran, dass die Galgenberg- und die Friedenstraße immer wieder aufgerissen waren, weil Leitungen verlegt werden sollten. Am Straßenrand wurden dann Betonsteine gestapelt mit zwei oder drei Löchern drin, um sie später zu verbauen. Bis es soweit war, dienten sie uns als Spielsteine für unkonventionelles Gewichtheben. Ich weiß nicht mehr, wie viele ich auf einmal hintereinander schaffte, weiß nur, dass ich stark war, obwohl ich so wenig aß.

Ein weiteres beliebtes Spiel war das vom Schwarzen Mann, in dem ein Kind, das den Schwarzen Mann spielte, einer ganzen Reihe von Kindern gegenüberstand. Das Kind rief: „Wer fürchtet sich vorm Schwarzen Mann?“ – Die anderen Kinder antworten: „Nein, nein, nein“, worauf der Schwarze Mann wiederum fragt: „Wenn er aber kommt?“ – „Dann laufen wir davon.“ Ziel war es, möglichst unberührt vom Schwarzen Mann auf die andere Seite zu gelangen.

Zwischen der Kirche St. Anton und der Galgenbergstraße lag unser Spielplatz, wobei dies eher eine einfache Wiese war. Wir spielten dort Fußball, bildeten Lager und Stämme und tobten nach Herzenslust. Außerdem standen auf dieser Wiese die Pferde vom nahe gelegenen Stadtbrauhaus und grasten.

Am Galgenberg hatten wir eine richtige Bande und ich war die Anführerin. Ein Dutzend Buben aus der Frieden- und der Galgenbergstraße hörte auf mein Kommando. Gemeinsam traten wir gegen die Pulvertürmler an, die in den braun gestrichenen Baracken südlich des Unteren Katholischen Friedhofs lebten, wo heute die Carl-Thiel-Straße verläuft. So einfach die Verhältnisse auch waren, aus denen wir kamen, von den Pulvertürmlern grenzten wir uns ab, so wie es uns die Erwachsenen vormachten. Diese nannten die Barackenbewohner „asozial“. Wir plapperten einfach nach, was wir von den Großen hörten, und lieferten uns mit den Pulvertürmlern Kämpfe nach allen Regeln der Kunst. Vor allem mit unseren Zwisteln schossen wir aufeinander. Die besten Zwisteln waren selbstverständlich diejenigen, die ein schönes Widerlager für die Munition hatten. Zwar hatte ich so etwas nicht, wusste aber im Alter von acht oder neun Jahren sehr wohl, wie ein guter Zwistel auszusehen hatte und durch was er sich auszeichnete. Als ich gerade überlegte, wie ich mir selber einen richtig guten Zwistel basteln könnte, sah ich im Augenwinkel die nagelneue kurze Lederhose meines Bruders liegen. Ich bückte mich, berührte mit der Hand das raue Leder und war sicher, dass dies das allerbeste Material für meinen neuen Zwistel wäre. Manfred wollte die Lederhose sowieso nicht anziehen, nur meine Mutter glaubte, dass er unbedingt eine bräuchte. Ich ging also ans Werk und schnitt aus der kaum getragenen Lederhose ein kleines Stück heraus, genau an der Stelle, von der ich annahm, dass es dort am wenigsten auffiel. Dann verband ich das Lederstück mit den Gummibändern, die an einer kurzen Astgabel befestigt waren, die als Griff diente. Jetzt war mein Zwistel so perfekt und meine aufmerksame Mutter so entsetzt, dass sie mich tagelang mit Missachtung strafte. Ich glaube, ich benutzte meinen Zwistel kein einziges Mal. Im Grunde hing der Kampf gegen die Pulvertürmler auch nicht von einem besseren oder schlechteren Zwistel ab, sondern von der Moral unserer Bande. Wir gingen mit allem, was wir hatten aufeinander los, zogen uns an den Ohren oder Haaren und fürchteten uns vor nichts und ich gab als einziges Mädchen in der Bande das Kommando.

All die Jahre waren meine Spielkameraden Buben. Doch dann, als ich ungefähr zwölf Jahre alt war, bat ein Junge aus der Bande frei nach Goethes Faust in Reimen darum, mit mir spazieren zu gehen. So ungefähr: „Und der Siegfried bittet schön, mit der Christa spazieren zu gehen.“ Ob beim Fußballspielen oder im Kampf gegen die Pulvertürmler, beim Gewichtheben oder bei „Der Kaiser schickt seine Soldaten aus“ hatten die Buben bis dahin auf mich gehört, doch mit diesem Antrag war meine Zeit als Bandenführerin vorbei.

Für Mädchenspielzeug hatte ich mich nie interessiert, obwohl ich eine schöne Puppe hatte, mit echten Haaren und Schlaugaugen, die auf- und zuzingen, wenn man sie anhub oder hinlegte. Das einzige Spiel, das ich eine Zeit lang mit den Mädchen aus der Nachbarschaft teilte, war das mit den Geranienblüten. Nach dem Krieg, als die Amerikaner kamen, zeigten sich nicht nur die Erwachsenen beeindruckt von den schicken Uniformen der amerikanischen Soldaten. Auch uns Kindern gefiel, was sie mitbrachten. Jetzt gab es in Deutschland und auch in Regensburg amerikanische Seife, Strumpfhosen aus hauchdünner Nylonfaser oder Nagellack, womit sich die amerikanischen Soldaten die Gunst so manch junger Frau sicherten. Immer öfter sah man jetzt Frauen mit rot lackierten Fingernägeln in den Geschäften oder auf der Straße. Rote Fingernägel? Bis dahin war das in einer Provinzstadt wie Regensburg undenkbar gewesen. Und auch jetzt redeten die Erwachsenen schlecht über junge Frauen mit roten Nägeln. Sie kanzelten sie als „Amischicksen“ ab. Für meine Freundinnen und mich hatte das Lackieren von Fingernägeln jedoch etwas sehr Verlockendes. Also stolzierten wir etwas provozierend mit roten Fingernägeln die Galgenbergstraße auf und ab. Zwar fehlte uns der Nagellack, aber wir hatten Geranienblütenblätter, die wir auf unsere angefeuchteten Fingernägel legten. Es sah täuschend echt aus. – In meinem späteren Leben waren rote Fingernägel absolut tabu, nicht, weil ich sie nicht schön fand. Andere konnten sich ruhig um ihre perfekt lackierten Nägel kümmern, aber ich mied von jeher allzu viel Aufwand für die Schönheit und verwendete höchstens farblosen Lack. Alles andere war mir zu umständlich.

Wir Kinder lebten im Quartier. Noch heute habe ich das Gefühl, als Kind in dieses Viertel hineingewachsen zu sein. Wir kannten jede Hausecke, jedes Geschäft, jeden Mann, jede Frau und jedes Kind in der Nachbarschaft. Wir lernten, wie alle zusammenhielten. Im Haushalt meiner Großmutter und bei den Nachbarinnen erfuhr ich früh, wie Frauen die Geschicke von ganzen Generationen lenkten, wie sie ohne viel Aufhebens Entscheidungen trafen und dafür sorgten, dass es allen gut ging. Wenn ich mir diese nachbarschaftliche Struktur aus unserer heutigen, sehr individualistisch ausgerichteten Perspektive anschau, denke ich gerne an dieses Miteinander zurück. Wichtigster Treffpunkt und Tauschbörse der Bewohne-

**Wir kannten jede Hausecke,  
jeden Mann, jede Frau und  
jedes Kind in der Nachbarschaft.**

rinnen in der Kraftpost war die sogenannte Wäschaufläng westlich des Kraftposthofs. Die Frauen ratschten oder kümmerten sich um ihre Wäsche und wir bolzten oder spielten Fangen. Unter den Wäscheleinen wuchsen Gras und Unkraut. Einen Garten gab es nicht auf diesem Gelände, ebenso wenig wie in der Gumpfenbergstraße. Dort gab es nach vorne zur Straße einen Vorgarten und nach Norden hin eine kleine Wiese. Gemüse dagegen wuchs in der ältesten Kleingartenanlage Regensburgs. Zwischen Galgenbergstraße und Unterem Katholischen Friedhof gelegen, gab es sie schon seit 1919. In dieser Anlage bewirtschaftete Frau Hess, die ganz in der Nähe wohnte, ihren Garten. Ab und zu brachte sie uns etwas von ihrer Ernte mit. Sie war eine beeindruckende Gestalt, schon allein deshalb, weil sie sehr groß war. Außerdem hatte Frau Hess sowohl einen grünen Daumen als auch ein glückliches Händchen für zerrissene und zerschlossene Textilien. Als Störnäherin kam sie regelmäßig zu unserer Großmutter, der auch meine Mutter Kleidung oder Wäsche zum Reparieren in den Korb steckte. Eine Störnäherin zeichnete sich dadurch aus, dass man ihr die zu reparierende Wäsche nicht brachte, sondern sie ihre Arbeit in der Wohnung der Kundin verrichtete. Ungefähr einmal im Monat war sie bei unserer Oma.

Wo meine Mutter mit Manfred und mir auch lebte, die Wohnung der Großmutter blieb für uns lange zentraler Familienort. Hier fand die Versorgung statt, hier wurde gekocht, hierher kamen mein Bruder und ich nach der Schule und meine Mutter nach der Arbeit. Hier tankten wir mehrmals in der Woche nicht nur Nahrung, sondern ebenso die Herzlichkeit unserer Großmutter. Und wenn es im Winter früh dämmerte und sich die Nachbarn allmählich zurückzogen in ihre Wohnungen oder eben dorthin, wo ihre Schlafstatt stand, spielten wir am Küchentisch der Großmutter mit den jüngeren Geschwistern unserer Mutter Schafkopf und manches Mal Watten, obwohl das eigentlich verboten war, weil es um Geld ging.

Doch je älter und selbstständiger wir wurden und versuchten, unsere Nachmittage selbst zu gestalten und uns der Aufsicht der Großmutter zu entziehen, umso größeren Wert legte unsere Mutter auf die Versorgung in den eigenen vier Wänden. Ihr Arbeitsplatz im Gewerkschaftshaus bei der Eisenbahnergewerkschaft war zu Fuß keine zehn Minuten von unseren Dachkammern in der Gumpfenbergstraße entfernt. Ihre Arbeitszeit war vormittags von acht bis zwölf und am Nachmittag von zwei bis sechs. Jetzt kam unsere Mutter mittags öfter nach Hause und kochte für uns Kinder. Sie wollte uns nicht allein lassen, wollte genau wissen, was wir trieben und wies uns regelmäßig an, Kartoffeln zu kochen, die zu einer bestimmten Zeit fertig sein sollten, oder Karotten zu schälen. Sie verlangte von uns, dass wir mithalfen, wochentags bei der Zubereitung von Mehlspeisen und Eintöpfen, in denen wir selten ein Stück Fleisch fanden, und am Samstag beim Putzen.

# Die Ängste meiner Mutter



Ich muss zehn Jahre alt gewesen sein, als meine Mutter mit uns Kindern aus der Gumpfenbergstraße auszog. 1952 hatte meine Mutter für sich und ihre Kinder glücklicherweise eine Sozialwohnung ergattert. Ich hatte ein Alter erreicht, in dem mich meine Mutter als Ältere gerne ins Vertrauen zog. Sie besprach den Umzug mit mir und ich freute mich mit ihr auf die moderne neue Wohnung. Diese lag gegenüber der Gärtnerei Trede in der Furtmayrstraße 6 a. Einen Stock unter uns wohnte die Familie von Günther Riepl, des jetzigen Regensburger Stadtrats der Freien Wähler. Der Hof in der Furtmayrstraße 6 a war zum Spielen da. Dort trafen wir die Riepl-Buben zum Bolzen. Wortlos kickten wir Bälle hin und her und wieder an die Hauswand.

In unserer neuen, ungefähr 60 Quadratmeter großen Wohnung gab es einen schmalen Gang. Gleich gegenüber der Wohnungseingangstür lag die Küche, rechts ging es ins Wohnzimmer und links ins Schlafzimmer und ins Bad mit Badeofen zum Anschüren mit Briketts. Meine Mutter und ich schliefen im Schlafzimmer. Das Bett meines Bruders stand im Wohnzimmer. So war die Wohnung groß genug für uns drei und ein Riesenfortschritt im Vergleich zu den Dachkammern. Der neue Wohnblock gehörte einer Frau aus Regenstauf, die ab und zu vorbeikam, um nach dem Rechten zu schauen. Es gab eine Hausordnung, die einzuhalten war. Vor allem sollte jeden Samstag das Treppenhaus geputzt werden. Zur Erinnerung an diese Pflicht gab es ein Schild mit der Aufschrift „Hausordnung“, das regelmäßig weitergegeben wurde, damit niemand das Putzen vergaß.

In dieser Wohnung wurde nun alles lebendiger und ein bisschen bunter als in der Gumpfenbergstraße. Jetzt hatten wir manchmal Gäste zum Abendessen. Ich erinnere mich an das Ehepaar Bolian. Wenn sie zum Kartenspielen kamen, gab es Brote mit Wurst, Käse, Butter und Schmalz.

### **Jetzt hatten wir manchmal Gäste zum Abendessen.**

Selbstverständlich hatte meine Mutter Verehrer, die ihr Blumensträuße schickten, sie zum Tanzen abholen wollten und ihr auch sonst den Hof machten. Als mein Bruder und ich das Werben um unsere Mutter in einem besonders hartnäckigen Fall mitbekamen, fürchteten wir, dass unsere Mutter wieder heiraten und ein Fremder unser eingeschworenes Dreieck stören

könnte. Umgekehrt nutzte unsere Mutter unsere Sorge halb im Ernst und halb aus Spaß. Wenn wir uns nicht benahmen, drohte sie uns: „Passt bloß auf, wenn ihr nicht brav seid, heirate ich wieder.“ – Dann schrien wir regelmäßig „nein, nein, nein“ und machten genau das, was sie von uns verlangt hatte. Es war wie ein Ritual, das nur wir drei kannten.

Wir konnten und mochten uns das nicht vorstellen – unsere Mutter verheiratet. Erst später wurde mir klar, in welcher Situation sich unsere Mutter damals befand und welche Ängste und Sorgen sie plagten. Alleinerziehenden Müttern wurde das Sorgerecht damals rasch entzogen.

### **Alleinerziehenden Müttern wurde das Sorgerecht damals rasch entzogen.**

In der engsten Nachbarschaft gab es genügend Beispiele. Ständig begleitete unsere Mutter die Befürchtung, wir könnten den Eindruck erwecken, für uns werde nicht gut genug gesorgt

und sie könnte nach ihrem geliebten Mann auch noch uns verlieren. Dann hätte das Jugendamt das Sorgerecht bekommen und wir wären kurzerhand ins Kinderheim gesteckt worden.

Auch realisierte ich erst später, dass das gesellschaftliche Leben von Frauen und ihre rechtliche Stellung absolut nichts miteinander zu tun hatten. Während meine Mutter für mich eine Frau war, die ihr Leben als Alleinstehende und Mutter völlig unabhängig von einem Mann meisterte, war die rechtliche Position der Frau in den 1950er Jahren weit von dieser Lebenswirklichkeit entfernt. Bis 1977 mussten verheiratete Frauen die Erlaubnis ihres Ehemannes einholen, wenn sie arbeiten wollten. Bis 1958 hatte der Ehemann auch das alleinige Recht, über Frau und Kinder zu bestimmen. Selbst dann, wenn er seiner Frau erlaubte zu arbeiten, verwaltete er ihren Lohn. Das änderte sich nur sehr, sehr langsam. Noch bis 1962 durften Frauen ohne die Zustimmung ihres Ehemannes kein eigenes Bankkonto eröffnen und erst nach 1969 wurde eine verheiratete Frau als geschäftsfähig angesehen. – Alleinstehende Frauen hingegen galten nicht als selbstständig, sondern als unvollständig. Ihnen haftete ein Makel an. Ihre Familien nannte man Rumpffamilien – keine schöne Formulierung. Vielfach ging man in den Jugendämtern davon aus, dass Alleinerziehende es nicht schaffen konnten, sich allein um ihre Kinder zu kümmern. Genau das war der Hintergrund für die Ängste unserer Mutter.

Ich selbst erinnere mich an einen Fall in der Nachbarschaft unserer Großmutter. Dort hatte das Jugendamt sogar einem Elternpaar das Sorgerecht entzogen. Seine Kinder, ein Bub und ein Mädchen, kamen ins Kinderheim. Den Jungen nannten wir Flohkönig, vielleicht weil er sich öfter kratzte als andere. Vielleicht verwies der Name aber auch auf sein etwas verwahrlostes Elternhaus in einem Hinterhof. Tatsächlich war der Flohkönig der Einzige in der großen Nachbarschaft am Galgenberg, den ich fürchtete – allerdings nicht wegen der Flöhe, sondern weil er so stark war. Flöhe und Läuse waren damals keine Seltenheit. Die Leute wohnten

schließlich auf engem Raum und dort, wo Kinder die Köpfe zusammensteckten, sprang schon einmal eine Laus über. In der Schule gab es eigentlich immer Läuse und einmal beobachtete ich, wie eine Laus im Haar des Mädchens vor mir herumkrabbelte. Der Laus und ihren Nachkommen rückte man dann mit einem speziellen Haarwaschmittel und dem Läusekamm zu Leibe. Das ist heute nicht anders.

Nicht nur meine Mutter hatte immer wieder Angst um uns, auch wir machten uns manchmal Sorgen. Normalerweise kam unsere Mutter abends jeweils sehr pünktlich nach Hause. Sie wollte uns auf keinen Fall länger als unbedingt nötig alleine lassen. Eines Abends war sie nicht wie üblich kurz nach sechs zu Hause, auch um sieben und acht und um neun Uhr kam sie nicht. Uns war unwohl zumute und wir fürchteten, es könnte ihr etwas zugestoßen sein. Es gab kein Telefon. Wir konnten sie also nicht erreichen. Schließlich drehte sich kurz vor Mitternacht ihr Schlüssel im Schloss unserer Wohnungstür. Völlig übermüdet saßen wir am Küchentisch, als sie sich zu uns setzte. Sie erzählte uns, dass sie so spät noch in der Arbeit bleiben musste, weil einer ihrer Chefs sich an der Kasse vergriffen hatte. An diesem Abend gab es dann eine Untersuchung und keiner der Büroangestellten durfte nach Hause, bevor nicht alle Beweismittel gesichert waren. Während die Polizei bei der Eisenbahngewerkschaft ihre Arbeit machte, fürchteten wir Kinder um das Leben unserer Mutter. Ihr Kommentar war dann: „Na ja, wenn wirklich etwas Schlimmes passiert, dann erfahrt ihr es schon.“ Das war auch später so. Nur sagte sie dann umgekehrt immer: „Wenn etwas Schlimmes passiert, dann erfahre ich es schon.“

Meine Mutter war gut qualifiziert und arbeitete als Chefsekretärin. Sie konnte Stenografie, Maschinenschreiben und Buchhaltung. Trotz ihres großen beruflichen Engagements verdiente sie wenig. Ich bin mir zu 100 Prozent sicher, dass ein Mann auf ihrer Position mit wesentlich mehr Geld nach Hause gegangen wäre. Die Berufsbezeichnung dieses Mannes wäre dann Chefbuchhalter gewesen oder so ähnlich im Gegensatz zur Chefsekretärin. Kaum zu glauben, dass wir immer noch um die gleiche Bezahlung von Männern und Frauen im Beruf kämpfen. Damals war der Unterschied, der sich in der Lohntüte bemerkbar machte, allerdings noch viel größer.

**Meine Mutter  
verdiente wenig.**

Früh schon war ich empfindlich gegenüber dieser Art von sehr alltäglicher Ungerechtigkeit. Als Sekretärin bei der Gewerkschaft war auch meine Mutter dafür sensibilisiert. Über eine spezielle Ungerechtigkeit bei der Rentenerhöhung konnte sich meine Mutter regelmäßig echauffieren. Dann zog sie mich in ihre Empörung hinein und ich verstand: Als Witwe bezog meine Mutter zu ihrem Lohn eine Kriegerwitwenrente und eine Zusatzrente. Jedes Mal, wenn die Kriegerwitwenrente erhöht wurde, gab es Abstriche bei der Zusatzrente. Dass meine Mutter

auf diese Weise gar nichts von einer Rentenerhöhung sah, empfanden sie und ich schließlich als himmelschreiende Ungerechtigkeit. So lernte ich langsam und erlebte hautnah, was es für

### **Kindergeld gab es erst ab 1954 und erst ab dem dritten Kind.**

meine Mutter bedeutete, für uns drei zu sorgen. Wir lebten von der Rente und dem, was meine Mutter in 52 Wochenstunden Arbeit verdiente. Kindergeld gab es erst ab 1954 und erst ab dem dritten Kind.

Außer mir hatte meine Mutter praktisch niemanden, mit dem sie über diese Dinge reden konnte. Sie war der Meinung, außerhalb der Familie ginge das niemanden etwas an. Höchstselten bezog sie ihre jüngste Schwester Irmgard in Entscheidungen mit ein. Umgekehrt wandte sich auch die Schwester an meine Mutter. Ich erinnere mich daran, dass Tante Irmgard einmal einen Kredit aufnehmen wollte. Meine Mutter sollte dafür bürgen. Das hat sie dann wiederum mit mir besprochen, denn schließlich hätte diese Bürgschaft auch Auswirkungen auf uns haben können. Ich glaube, ich war damals elf oder zwölf Jahre alt und fühlte mich schon fast erwachsen, weil ich dieses Gespräch mit meiner Mutter führen durfte. Auf der einen Seite fühlte ich mich geehrt, auf der anderen Seite war ich überfordert und alles andere als eine adäquate Gesprächspartnerin. Doch so lernte ich früh, wie Entscheidungen gefällt wurden. Dabei spielte in unserer Familie das Geschlecht überhaupt keine Rolle. Ich glaube, dass mich meine Mutter durch dieses Verhalten stark geprägt hat.

Meine Mutter legte trotz ihres bescheidenen Einkommens Wert auf eine schöne Einrichtung. In der Furtmayrstraße schaffte sie Stück für Stück Möbel, Vorhänge und Teppiche an. Gerne sprach sie mit mir darüber und fragte mich, was mir am besten gefiele, wenn wir auf unseren Spaziergängen am Samstagnachmittag an den Schaufenstern des Möbelhauses Welck in der Obermünsterstraße vorbeischlenderten. Bald gab es auch bei uns einen dunkelbraun polierten, mit Nussbaumholz furnierten Wohnzimmerschrank, der links und rechts eine Tür, abgerundete Ecken und in der Mitte eine Vitrine für das Sonntagsgeschirr hatte. Es war der Klassiker, der so auch in den Wohnungen vieler anderer Leute stand. Außerdem hatten wir bald eine neue Couch. Dazu gab es zwei passende Sessel. Wenn man die Couch hochklappte, wurde ein Bett daraus, auf dem Manfred schlief. Jeden Morgen musste Manfred sein Bett machen, die Couch wieder zurückklappen und sein Bettzeug verstauen. So verwandelte sich Manfreds Schlafzimmer jeden Tag in unser Wohnzimmer mit den schweren dunkelroten Samtvorhängen, den hellen Stores gegen unbetene Blicke, der Couchgarnitur und dem polierten Wohnzimmerschrank. Es war ein richtig bürgerliches Wohnzimmer und der ganze Stolz unserer Mutter. Viele dieser Einrichtungsgegenstände begleiteten sie ihr ganzes Leben lang.

Seit ich denken kann, legte meine Mutter auch Wert auf geschmackvolle und gute Kleidung. Sie hatte viele schöne Sachen, darunter Kostüme mit taillierten Jäckchen. Jeden Abend bereitete



*Festliches Abendbrot in der Furtmayrstraße mit Mutter, Manfred, seiner späteren Frau und unserer Großmutter*

sie vor, was sie am nächsten Tag tragen wollte. Um acht musste sie im Büro sein. Ihr Faible für schöne Kleidung teilte ich überhaupt nicht. Ganz im Gegensatz zu meinen Mitschülerinnen hatte ich nie ein Dirndl, auch in späteren Jahren nicht. Das kam mir viel zu aufgemotzt vor. Meine Mutter trug Dirndl, das war ja üblich in Bayern. Sicher hätte sie das gerne auch an mir gesehen, aber da führte kein Weg hin.

Zu den Kleidungsstücken meiner Mutter gehörte auch eine Reihe geerbter Sachen. In den 1940er Jahren war sie froh, wenn sie von ihren älteren Geschwistern etwas übernehmen konnte, das dann von der Störnäherin umgearbeitet wurde. Unsere Tante Liesl, eine ältere Schwester unserer Mutter, war eine eifrige Strickerin. Sie sah einem an der Nasenspitze an, was gerade richtig war und strickte darauf los – ein Strickkleid, einen Pullover, Mütze, Handschuhe, erst aus aufgetrennter Wolle, die vor der Weiterverarbeitung gewaschen, getrocknet und wieder neu aufgewickelt wurde. Später nach der Währungsreform 1948 strickte Tante Liesl immer öfter mit neuer, weicher und glatt aufgewickelter Wolle aus dem Geschäft.

Neben Einrichtung und Kleidung war für meine Mutter auch der Urlaub ein Zeichen für einen gewissen Wohlstand. Einmal im Jahr in den Sommerferien wollte sie sich erholen und darauf besinnen, dass sie mehr hatte, als sie dringend brauchte.

Die Firmpatin unserer Mutter war eine vermögende Tante, die aus Alling stammte. Sie hatte nach Oberbayern geheiratet und besaß gemeinsam mit ihrem Mann im oberbayerischen

Mittenwald das renommierte Post-Hotel, idyllisch gelegen zwischen Wetterstein, Zugspitze und Karwendel. Durch diese Tante entwickelte meine Mutter ihre Vorliebe für die Voralpen und die Berge. Regelmäßig fuhr sie in den Sommerferien mit uns nach Mittenwald, um die Tante zu besuchen und mit uns Urlaub zu machen. Manchmal übernachteten wir bei der Tante im Hotel, meistens jedoch logierten wir in Privatunterkünften. Von Mittenwald aus erschloss sich unsere Mutter die ganze Region. Auch der Eibsee bei Garmisch wurde ihr beliebtes Reiseziel.

Mein Bruder und ich fuhren erst gerne mit und freuten uns auf den Urlaub. Je älter wir wurden, umso lästiger wurde es uns allerdings, mit ihr immer das gleiche Programm abzuspuhlen – auf den Berg gehen und wieder runter. Einmal kamen wir drei an einem Bauernhof in Berchtesgaden vorbei. Da waren Kinder in unserem Alter, so ungefähr 13 Jahre. Viel lieber wären wir dortgeblieben und hätten mit ihnen gespielt, aber auf dem Urlaubsprogramm unserer Mutter stand „Bergwandern“. Sie wollte nicht allein auf den Berg und uns blieb nichts anderes übrig, als sie zu begleiten. Meinem Bruder gelang es bald, sich diesen Urlaubsreisen zu entziehen. Ich dagegen spürte, dass mich meine Mutter gerne als Reisegefährtin an ihrer Seite hatte und fuhr mit.

**Die  
Kriegerwitwentochter  
am Gymnasium**



Schulhaus  
Parsen

Allmählich gewöhnte ich mich an mein Leben als Schülerin. Rechnen, Schreiben, Turnen, Singen, Heimatkunde. Was in der Schule von mir verlangt wurde, war für mich keine große Sache. Ich ging hin, brachte gute Leistungen, ging wieder nach Hause, machte meine Hausaufgaben und hatte Ferien.

Heimatkunde war ein Fach, an das ich mich besser erinnere als an andere. Es reichte weit hinein in meinen Alltag. Es berührte mich. Die Lehrerin in der dritten und vierten Klasse hieß Fräulein Amm. Alle 14 Tage unternahmen wir mit ihr sogenannte Unterrichtsgänge. Da haben wir Stadtteile erforscht und versucht herauszufinden, was zum Beispiel das Besondere an Stadthof ist oder am Kasernenviertel. Die Lehrerin erzählte uns die Geschichte des Stadtviertels oder des Quartiers und wir stellten fest, was früher war, ist immer noch sichtbar. Fräulein Amm blieb nie in der Vergangenheit stecken, sondern stellte immer eine Beziehung zur Gegenwart her. Einmal gingen wir gemeinsam zum Pürkelgut im Osten der Stadt, da war eine Fischzucht. Deshalb weihte uns unsere Lehrerin nicht nur in die Geschichte des repräsentativen barocken Wasserschlosses aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein, sondern erklärte uns auch, wie die Fischzucht betrieben wurde. Fräulein Amm vertrat eine sehr zeitgemäße Auffassung von Pädagogik. Wenn ich damals schon gewusst hätte, dass ich einmal Lehrerin werden sollte, hätte ich noch genauer beobachtet, wie sie die Inhalte quasi beim Spaziergang vermittelte. Diese Unterrichtsgänge waren für mich Sternstunden. Voller Wissensdrang sog ich auf, was unsere Lehrerin erzählte. Wandertage kamen erst später und waren für mich lange nicht so erkenntnisreich wie die Unterrichtsgänge mit Fräulein Amm.

**Diese Unterrichtsgänge  
waren für mich  
Sternstunden.**

Was die anderen Schulfächer angeht, so interessierten mich das Schreiben und die Geschichten immer wesentlich mehr als das Rechnen. Dass mir die Buchstaben näher waren als die Zahlen, heißt allerdings nicht, dass ich schlecht im Rechnen war. Im Gegenteil, auch in Zahlenräumen bewegte ich mich souverän. Als die Zeit reif war und es bei meinen Mitschülerinnen darum

ging, auf eine weiterführende Schule zu wechseln, dachte auch ich darüber nach. Ja, ich wollte mehr lernen als die Kinder in meiner Bande und die Geschwister meiner Mutter.

Damals war es nicht üblich, die Schule schon nach der vierten Klasse zu wechseln, das geschah in den meisten Fällen erst nach der fünften Klasse. So nutzte ich diese Jahrgangsstufe, um meiner Mutter die Vorteile einer weiterführenden Schule nahezubringen. Dabei kämpfte ich ziemlich allein, denn im Lehrerkollegium gab es für mich keine Fürsprecherinnen.

### **Die gängige Meinung war, dass die Mädchen sowieso heirateten und eine weiterbildende Schule deshalb nicht so wichtig war.**

Die gängige Meinung war, dass die Mädchen sowieso heirateten und eine weiterbildende Schule deshalb nicht so wichtig war. Dazu kam, und diese Meinung teilte die damalige Rektorin der Pestalozzischule,

dass die Töchter aus den „besseren“ Kreisen schon aufs Gymnasium gehen könnten, die Tochter der Kriegerwitwe aber tunlichst da bleiben sollte, wo sie war. Diese Ansicht wurde natürlich nicht direkt formuliert, sondern versteckt.

Ich wurde auch nicht gefragt, wie ich mir mein schulisches Fortkommen vorstellte. Das war damals normal. Darum musste ich mich selber kümmern. Ich sagte also zu meiner Mutter: „Ich will aufs Gymnasium.“ Meine Mutter wusste zuerst nicht genau, wie sie reagieren sollte, merkte aber doch recht schnell, wie ernst es mir war. Es folgten drei Tage, an denen ich versuchte, meine Mutter von meinem Wunsch zu überzeugen. Immer wieder konterte sie meinen Plan mit folgenden Argumenten: „Ich arbeite 52 Stunden, kann dir nicht bei den Hausaufgaben helfen und habe kein Geld, um Nachhilfestunden zu bezahlen.“ Außerdem könnte sie nicht dauernd zu Elternsprechtagen in die Schule rennen. In diesen drei Tagen wiederholte meine Mutter diese Argumente unzählige Male. „Es geht nicht“, schloss sie jedes Mal. Und dann setzte sie nach, dass keiner aus ihrer Familie je aufs Gymnasium gegangen sei. Ich dachte mir, dass vor ihr auch keine aus ihrer Familie in einem Sekretariat gearbeitet hatte und über Kenntnisse wie Stenografie und Maschinenschreiben verfügte. Am dritten Tag unserer Auseinandersetzung über meine schulische Zukunft gingen ihr die Argumente aus und sie gab sich geschlagen. „Gut, du kannst gehen, unter folgenden Voraussetzungen: Es gibt keine Nachhilfe, ich gehe zu keinem Elternsprechtag und ich helfe dir nicht bei den Hausaufgaben.“ Das war unsere Abmachung. Daran hielt ich mich bis zu meinem Abitur. Nur ein einziges Mal wurde meine Mutter in die Schule beordert. Es war anlässlich einer Änderung in der Prüfungsordnung im Schuljahr 1959/60, als in Bayern das Abitur umgestellt wurde und die Eltern darüber informiert werden mussten. Inhalt der Änderung war, dass man im Jahr vor dem Abitur ein Fach abwählen konnte und nur noch bestimmte Fächer für das Abitur relevant waren. Selbstverständlich ging meine Mutter hin.

Von den 55 Schülerinnen aus meiner Klasse wechselten drei aufs Gymnasium. Die allermeisten hielten sich unabhängig von ihren Noten an die unausgesprochene Regel der Schulleiterin und die noch weit verbreitete gesellschaftliche Konvention, wonach die Kinder dem Bildungsweg der Eltern folgten.

## **Von den 55 Schülerinnen aus meiner Klasse wechselten drei aufs Gymnasium.**

Jedenfalls kam ich, die Tochter der Kriegerwitwe, als Einzige der drei Mädchen aus einfachen Verhältnissen und strebte trotzdem eine höhere Schulbildung an. Die beiden anderen waren die Tochter des Direktors des Finanzamts und die Tochter eines Rechtsanwalts. – Heute ist das Verhältnis oft umgekehrt. Aus einer Klasse geht der Großteil aufs Gymnasium und es bleiben vielleicht noch drei auf der Volksschule oder Mittelschule, wie sie heute heißt. Häufig gehen die Kinder schon in der dritten und vierten Klasse zur Nachhilfe, damit sie den Wechsel schaffen ... Aber das ist ein anderes Thema.

Schließlich ging ich aufs Gymnasium, hatte aber noch keine Vorstellung davon, was ich nach dem Abitur studieren wollte. Ich war ja auch erst elf Jahre alt. Meine neue Schule war das Von-Müller-Gymnasium, dessen Geschichte eng mit der Entwicklung der Mädchenbildung im 19. Jahrhundert verbunden ist. Ihren Namen verdankt die Schule Georg Friedrich Ritter von Müller. Der Sohn eines Regensburger Handwerkers machte nach guter Schulbildung eine beachtliche Karriere am Fürstlichen Hause von Thurn und Taxis. Der kinderlos gebliebene fürstliche Verwalter hatte dort eine gut bezahlte Position inne und mehrte darüber hinaus sein Vermögen durch eine Erbschaft im Nordwesten Regensburgs am Prebrunntor. Dort ließ von Müller ein Palais mit einer Parkanlage errichten, das sogenannte Württembergische Palais, in dem sich heute das Naturkundemuseum Ostbayern befindet. Von Müller verfügte testamentarisch, dass mit seinem Vermögen eine „Stiftung zum Betrieb einer höheren Lehranstalt für die weibliche Jugend von Regensburg“ geschaffen werden solle. 1871 wurde die neue Schule in der Drei-Kronen-Gasse 2 eröffnet. Im Jahr 1900 übernahm die Stadt Regensburg die Verwaltung der Schule und gehörte fortan zu jenen bayerischen Städten, die der höheren Mädchenbildung einen besonderen Stellenwert zuerkannten. Diese Überzeugung unterstrich die Stadtverwaltung, indem sie einen neuen, modernen Schulbau am Petersweg errichten ließ, für den wiederum der Stadtbaurat Adolf Schmetzer die Entwürfe zeichnete. Für diesen zweiflügeligen Schulbau arbeitete er mit dem bekannten Stuttgarter Architekten Paul Bonatz zusammen. Gemeinsam gestalteten sie das bedeutendste Jugendstilgebäude in Regensburg, wobei dieser Stil besonders an der Ostfassade im 3. Stockwerk ausgeprägt ist und sich ausdrücklich auf das Konzept der Schule bezieht. Dort zeigt ein Fries Mädchenfiguren beim Lernen und Turnen. Im Treppenhaus sind Handläufe und Geländer mit botanischen Formen, Blättern, Stängeln und Blüten von Disteln verziert.

Dass es im von Müllerschen Schulkonzept um Mädchen ging, war damals sehr innovativ. Allerdings war immer noch von höheren Töchtern, also Schülerinnen aus der Oberschicht, die Rede. Erst nach dem Ersten Weltkrieg öffnete sich die Schule für Mädchen aus allen Schichten – zumindest in der Theorie. Es sollte noch Generationen dauern, bis sich die schulische Bildung vom Elternhaus und von dem gesellschaftlichen Hintergrund, in dem ein Mensch aufwächst, emanzipierte. Vollständig gelungen ist diese Entkoppelung bis heute nicht.

Das Von-Müller-Gymnasium war nun meine Schule, während meine beiden früheren Mitschülerinnen, die auch auf eine weiterführende Schule wechselten, zu den Englischen Fräulein gingen. Die Klosterschule war Schülerinnen aus den „besseren“ Kreisen vorbehalten. Außerdem waren die Englischen Fräulein schulgeldpflichtig und das war für mich ein Ausschlusskriterium.

Mein neuer Schulweg führte über die Galgenbergbrücke, vorbei am Bahnhof und durch die Fürst-Anselm-Allee. Ich ging am Zaun des Schlossparks entlang, in dem sich jetzt im Herbst die Blätter der Buchen und Eichen allmählich färbten, bog in den Petersweg ein und überquerte denselben. Nach spätestens 15 Minuten saß ich im Klassenzimmer. Nur wenn ich trödelte, brauchte ich länger. Oder wenn ich meine Freundin Rotraut vom Bahnhof abholte. In der siebten oder achten Klasse lag sie wegen einer Nierengeschichte im Evangelischen Krankenhaus, nicht weit entfernt von unserer Schule am Petersweg. Mit ein paar Mitschülerinnen besuchte ich Rotraut abwechselnd und gemeinsam hielten wir sie in schulischen Dingen auf dem Laufenden, damit sie das Klassenziel erreichte. Dabei erkannte ich, was für ein interessanter und

### **Rotraut wurde meine Freundin fürs Leben.**

liebenswürdiger Mensch Rotraut ist. Und so entstand in den Wochen bis zu ihrer Genesung zwischen uns eine enge Freundschaft. Wir unterstützten uns in Schulangelegenheiten, erzählten uns, was uns bewegte, und freuten uns immer, wenn wir einander sahen.

Rotraut wurde meine Freundin fürs Leben.

Wenn ich Rotraut, die jeden Morgen mit dem Zug aus Burglengenfeld kam, vor der Schule vom Bahnhof abholte, hatte sie den „schönen Dietmar“ im Schlepptau. Doch das störte uns kaum. Dietmar Zierer war zwei Jahre jünger als wir, begleitete uns bis zum Petersweg und ging dann weiter zu seiner Schule, dem Alten Gymnasium am Ägidienplatz, dem Vorläufer des Albertus-Magnus-Gymnasiums. Dietmar Zierer wurde später Rechtsanwalt und war seit 1967 Parteigenosse. So begegneten wir uns wieder. Im Laufe seiner politischen Karriere hatte er verschiedene Ämter auf Kreisebene inne und war von 1978 bis 1990 Mitglied im Bayerischen Landtag. Später engagierte sich der Vollblutpolitiker erst bei den Grünen und trat dann bei der Landtagswahl 2008 für die Linke an.

Da getrennte Schulen für Mädchen und Buben in den 1950er und 1960er Jahren noch weit verbreitet waren, wurden die Begegnungen mit dem anderen Geschlecht außerhalb der Schulstunden umso wichtiger, beispielsweise auf dem Schulweg. Zumal es nur einen legitimen Anlass gab, bei dem sich heranwachsende Mädchen und Buben treffen konnten – beim Tanzkurs wurde die Etikette zwischen den Geschlechtern gelehrt. Die Tanzstunden wurden in der Tanzschule Wolf in der Jakobstraße abgehalten und vermittelten mir keineswegs die Freude, die mein Vater beim Tanzen wohl verspürt hatte, als er mich als kleines Kind zu seiner Tanzmaus auserkor. Die Buben wurden Herren genannt und mussten mit weißen Handschuhen erscheinen. Doch weil wir Mädchen mit 15 oder 16 Jahren in unserer körperlichen Entwicklung bereits viel weiter fortgeschritten waren als unsere männlichen Tanzpartner vom Alten Gymnasium und der Oberrealschule, hielt sich unser Interesse an ihnen in Grenzen.

### **Beim Tanzkurs wurde die Etikette zwischen den Geschlechtern gelehrt.**

Tanzkurs, Unterricht, Spaziergänge am Nachmittag – Rotraut blieb bis weit nach dem Abitur an meiner Seite. Wir studierten zusammen Lehramt für Volksschule. Rotraut studierte weiter, wurde Realschullehrerin, ging ein Jahr nach England und zog nach München. Wir verloren uns dann für lange Zeit aus den Augen und jede lebte ihr eigenes Leben. Doch vor ein paar Jahren begegneten wir uns wieder in großer Verbundenheit, telefonieren seitdem regelmäßig, verreisen zusammen und machen uns das Leben so schön wie möglich. Die Freundschaften, die Menschen in jungen Jahren schließen, sind oft die tragfähigsten und so war das auch bei Rotraut und mir.

In unseren Klassenzimmern bei den Müllerischen saßen ungefähr 35 bis 40 Schülerinnen. Großes Thema war natürlich in den ersten Monaten die erste Fremdsprache. Wir konnten zwischen Englisch und Französisch wählen. Ich entschied mich für Englisch – Französisch wählte niemand. Die Lateinklasse und die Englischklasse liefen bis zur Oberstufe nebeneinander her. Dann wurden beide zusammengelegt. Ich glaube, es hing damit zusammen, dass einige Schülerinnen in den oberen Jahrgangsstufen die Schule nach der Mittleren Reife verlassen hatten. Manche wurden zu Hause im Geschäft gebraucht, andere sollten ohnehin nicht studieren. Wozu brauchten sie dann das Abitur? Im dritten Jahr bekamen wir Französisch und im sechsten Latein dazu. Damit erwarb man das Kleine Latinum. Für viele Studiengänge war das ausreichend.

Am Gymnasium musste ich mehr lernen als zuvor in der Volksschule. Der Stoff war anders. Deutsch, Englisch, Mathe, Erdkunde, Religion und Biologie. Später kamen Physik und Chemie dazu. Besonders erinnere ich mich an unsere Biologielehrerin. Sie hieß Laura Meyer, kam aus Stadtamhof und war damals ungefähr 55 Jahre alt, für uns also steinalt. Sie erzählte, ihr Vater hätte dort eine Apotheke gehabt, woraus meine Mitschülerinnen und ich ihre naturwissen-

schaftliche Vorbildung ableiteten. Ich erinnere mich, dass Laura Meyer uns regelmäßig ermahnte: „Geht sparsam mit dem Wasser um! Das wird noch einmal ganz schwierig. Das Wasser wird einmal ein großes Problem.“ Noch heute fasziniert mich ihr Weitblick. Sie sah schon damals die komplexen Umweltprobleme voraus, die wir derzeit zu bewältigen haben. In Gedanken an meine Biologielehrerin drehe ich den Wasserhahn zu, wenn ich mir die Hände einseife.

Mit Laura Meyer war der Unterricht immer spannend und höchst nachhaltig, obwohl mir dieser Begriff aus der Forstwirtschaft damals noch nicht bei jeder Gelegenheit über den Weg lief. Ihre Schilderungen waren so beeindruckend und so engagiert, dass man sich ihnen kaum entziehen konnte. Einmal erörterten wir mit ihr, was wohl schlimmer wäre, blind oder taub zu sein. Jede Schülerin schilderte ihre Auffassung und fand Argumente dafür. Schließlich ließ sie uns ihre Meinung hören. Sie war überzeugt, dass es schlimmer wäre, taub zu sein. Man sehe dann immer, wie die anderen ihren Mund bewegten, und wisse nicht, was sie sprechen oder was sonst so los sei. Wenn man hingegen blind sei, sehe man zwar nichts, aber man bekäme sonst sehr viel mit. Laura Meyer war eine begeisternde Lehrerin, streng, aber sehr interessant. Sie und unsere Französischlehrerin Carola Fischer besuchte ich viele Jahre später einmal im Seniorenheim St. Katharinenhospital in Stadtamhof. Ich war Oberbürgermeisterin a.D. und



*Mein Besuch als Oberbürgermeisterin a. D. bei meiner Lehrerin Laura Meyer anlässlich ihres 100. Geburtstags*

überbrachte als Mitglied im Regensburger Stadtrat meiner ehemaligen Lehrerin Glückwünsche zu ihrem 100. Geburtstag. – Mag sein, dass der Schuldienst meine Lehrerinnen jung gehalten hat. Jedenfalls hatten beide einen sehr guten Draht zu ihren Schülerinnen. Selbstverständlich wussten beide, dass es eine ihrer Ehevinnen bis zur Regensburger Oberbürgermeisterin geschafft hatte.

### **Die meisten unserer Lehrkräfte waren weiblich.**

Die meisten unserer Lehrkräfte waren weiblich. Wir hatten nur wenige männliche Lehrer. Allerdings erinnere ich mich an einen Musiklehrer, der mit seinem Schlüsselbund um sich warf, wenn ihm etwas nicht gefiel. Ein anderer, weniger cholerisch veranlagter Typ, gab Deutsch und Latein. Er wurde von uns Mädchen angehimmelt. Wie muss er sich gefühlt haben? Tatsächlich heiratete er viele Jahre später eine ehemalige Schülerin. Auch in Mathematik hatten wir einen Lehrer. Sein Unterrecht war fürchterlich. Keine von uns verstand irgendetwas von dem, was er uns lehren wollte. Er erklärte und erklärte, aber wir konnten ihm nicht folgen. Das war beängstigend. Wir kassierten eine schlechte Note nach der anderen. Doch als dieser Lehrer unsere Klasse abgab und Frau Dr. Reiter uns fortan in Mathematik unterrichtete, fielen reihenweise die Groschen, sodass man das Geschepper bis auf den Petersweg hinunter gehört haben muss. Mathematik war plötzlich verständlich und das Vorurteil, Mathematik wäre nichts für Mädchen, war gründlich widerlegt. Alle von uns schrieben beste Noten. Frau Dr. Reiter entfachte mein Interesse für Mathematik und naturwissenschaftliche Fächer. Je näher nun das Abitur rückte, umso eher konnte ich mir sogar vorstellen, Chemie und Physik zu studieren. Doch diesen Plan durchkreuzte die bayerische Schulreform von 1960. Sie besagte, dass im Schuljahr vor dem Abitur ein Fach abgewählt werden musste. Weil weder in Chemie noch in Physik eine Unterrichtsgruppe bei den Müllerischen zustande kam, erübrigte sich das.

In meinen letzten Schuljahren hatte sich mehr und mehr herauskristallisiert, dass ich Lehrerin werden wollte. Ich glaube, das hatte etwas mit meiner Mutter zu tun. Sie hatte so oft gesagt: „Mei, ich wäre so gerne Lehrerin geworden.“ Doch ihr Wunsch, eine andere Schule zu besuchen als ihre ältere Schwester Sophie, scheiterte daran, dass sie ein anderes Englischbuch gebraucht hätte. Lernmittelfreiheit war damals noch ein Fremdwort. Die Eltern meiner Mutter sagten: „Das können wir nicht machen, das geht nicht.“ So blieb ihr dieser Traum verwehrt. Aber für mich rückte er in greifbare Nähe.

Ich hatte wohl den Beruf der Lehrerin als einen sehr angenehmen und erstrebenswerten vermittelt bekommen. Doch da war noch etwas. Ich konnte schon damals sehr, sehr gut mit Kindern umgehen. Das hat sich seither nicht verändert. Wenn ich ein Kind sehe und das Kind sieht mich, dann funkt es. Ich lache das Kind an und das Kind lacht mich an. Wenn irgendwo

ein Kind schreit, dann gehe ich auf es zu, spreche es an und schon beruhigt es sich. Ich erinnere mich, dass das einmal dem ehemaligen Regensburger Landrat Rupert Schmid aufgefallen war. Wir hatten die Ehre, gemeinsam eine Schule oder einen Kindergarten zu eröffnen. Er beobachtete, wie schnell ich Kontakt zu Kindern aufbauen kann, und sagte zu mir: „Ich habe noch nie jemanden gesehen, der so gut mit Kindern umgehen kann.“ Natürlich hat mich dieser Kommentar gefreut.

Mein Wunsch, Lehrerin zu werden, kam aus meinem Innersten, denn ich wusste schon damals um diese Gabe im Umgang mit Kindern. Mir lag es vor allem am Herzen, die sozial benachteiligten Kinder zu unterstützen, diejenigen, die es besonders nötig haben, gefördert zu werden. Ich wollte Kindern dabei helfen, ihr gesamtes Potenzial zu entfalten, so wie Lehrer und Lehrerinnen mir dabei geholfen hatten. Dass es Lehrerinnen und Lehrer erster und zweiter Klasse gab, war mir bewusst. Die Lehrkräfte am Gymnasium hatten ein höheres Ansehen. Mich interessierte jedoch die Frage, wo ich meine Fähigkeiten am besten einbringen konnte. Deshalb fasste ich den Entschluss, Volksschullehrerin zu werden, und es fühlte sich für mich rundum richtig an.

**Ich entschied mich bewusst,  
Volksschullehrerin  
zu werden.**

Mit großer Motivation lernte ich also für das Abitur, für die schriftlichen und mündlichen Prüfungen in fünf Fächern – Deutsch, Mathe, Englisch, Religion und Sport. Ich wollte schließlich studieren. Für die Prüfung in Sport musste ich allerdings nicht wirklich lernen. Ich war eine ziemlich gute Sportlerin mit Ausdauer, Kraft und viel Freude an der Bewegung. Außerdem unterschied sich mein Lernen sehr von dem, was ich heute von vielen Abiturientinnen und Abiturienten höre. Für uns gab es auch ein Leben außerhalb der Schule, ein Leben, in dem es nicht nur um Leistung ging. Außerdem hatte ich Glück. Das Lernen fiel mir leicht. Zum Leidwesen meiner Mutter verlegte ich meine schulischen Arbeiten auf die Zeit nach 21 Uhr. Ganz im Gegensatz zu ihr war ich ein Nachtmensch und bin es bis heute geblieben. Spät abends war mein Gehirn besonders aufnahmefähig. Während die anderen schliefen, erledigte ich in aller Ruhe am Küchentisch meine Hausaufgaben. Früh aufzustehen fiel mir dagegen schwer. Zwar gab es von offizieller Seite immer wieder Vorstöße, die Schule später anfangen zu lassen. Dies hätte nicht nur meiner, sondern der inneren Uhr der allermeisten Menschen entsprochen. In vielen Ländern Europas beginnt die Schule um 8.30 Uhr, nicht jedoch in Deutschland.

Neben der Schule war ich als Jugendliche kirchlich stark engagiert. Ich war sogar Gruppenführerin bei der Marianischen Kongregation. Dort war ich für die Kinder zuständig und leitete Gruppenstunden. Unser Religionslehrer bei den Müllerischen begleitete diese Arbeit. Für mich war das eine willkommene Abwechslung zur Schule. Ich glaube, dort entdeckte ich auch, wie gut ich mit Kindern zurechtkam. Im Grunde war das die ideale Vorbereitung für meinen Beruf,

auch wenn ich der kirchlichen Jugendarbeit eher zufällig begegnete. Später, als Politikerin, traten Religion und Kirche als Lebensthemen in den Hintergrund. Verschwunden ist die Religion jedoch nie aus meinem Leben. Ich bin der Meinung, man kann zu den Kirchen stehen wie man will, sie prägen uns, vermitteln Werte und geben uns als Gesellschaft Orientierung. In einer Gesellschaft ohne diese Orientierung möchte ich nicht leben. Als Lehrerin erwarb ich später die *missio canonica*, also das Recht, Religionsunterricht abzuhalten.

Ich war es gewohnt, für meinen jüngeren Bruder Verantwortung zu übernehmen und unsere berufstätige Mutter so gut es ging zu entlasten. Doch in meinen letzten Schultagen bekam ich trotzdem noch einen Verweis, den einzigen in meiner ganzen Schulzeit. Wir hatten eine Freistunde und hätten uns eigentlich irgendwo im Schulhaus herumdrücken müssen, denn es war verboten, die Schule zu verlassen. Ganz in der Nähe, in der Fröhliche-Türken-Straße, gab es eine Bäckerei und meine Freundinnen und ich beschlossen voller Übermut, dort einen Domsplitz zu kaufen. Also gingen wir hinüber und holten uns dieses kegelförmige Gebäck mit schokoladiger Fettglasur. Jedoch gab es eine undichte Stelle und unsere Grenzüberschreitung kam ans Licht. Wir wussten, was wir riskiert hatten, und jede von uns bekam einen Verweis. Mein Abitur hatte ich zu dem Zeitpunkt glücklicherweise schon geschrieben.

Nach der Schule vertrieb ich mir die Zeit, verdiente Geld und bereitete mich gedanklich auf mein Studium vor – Lehramt für Volksschulen. Kurz vor Semesterbeginn im Oktober 1961 bekam ich einen Brief von meiner ehemaligen Schule. Ich sollte zu einem bestimmten Termin zur Direx kommen. Keine Begründung, einfach so. Als ich schließlich auf dem Stuhl vor ihr saß, sagte sie zu mir: „Fräulein Stangl, Sie waren doch immer eine recht gute Schülerin und wir haben jetzt einen Mangel an Deutschlehrern. Könnten Sie den Deutschunterricht in der fünften Klasse übernehmen?“ Natürlich fühlte ich mich geehrt. So konnte ich meinen Traumberuf schon ausüben, bevor ich das erste Mal ein Seminar an der Universität besucht hatte. Fast ein Dreivierteljahr lang gab ich Mädchen in meiner ehemaligen Schule Deutschunterricht. Ich schaute mir den Stoff an, stellte mich vor die Klasse und dachte, so fühlt es sich also an, eine Lehrerin zu sein.



*25 Jahre Abitur. Jubiläum mit meinen Mitschülerinnen von den Müllerischen*

## Meine Studienjahre



mit Patentkind  
1967

Im Oktober 1961 begann mein Studium an der Pädagogischen Hochschule Regensburg. Dieser Ableger der Ludwig-Maximilians-Universität München war 1958 gegründet worden, existierte bis 1972 und wurde später in die Universität Regensburg eingegliedert. Die Seminar- und Vorlesungsräume befanden sich in der Salzburger Gasse 1 beim Frauenbergl, wo heute die Wirtschaftsschule Breitschaft untergebracht ist.

Zu Semesterbeginn konnte man sich für die einzelnen Lehrveranstaltungen anmelden und sich so einen Wochenplan zusammenstellen. Voller Wissensdurst schrieb ich mich für Vorlesungen und Seminare von der Allgemeinen Pädagogik bis zur Didaktik des Deutschen und Kunsterziehung ein. Obwohl es die Regel gab, dass man für eine Stunde Vorlesung ungefähr das Anderthalbfache zur Nachbereitung braucht, kam ich auf 35 Wochenstunden für Lehrveranstaltungen. Ich ging an die Hochschule und in die Bibliothek, lernte für Klausuren und Prüfungen und hatte dieses eine Ziel vor Augen: das Diplom als Voraussetzung für ein besseres Leben. Für Partys und Müßiggang war keine Zeit. Da auch meine Freundin Rotraut ihr Studium möglichst schnell beenden wollte, motivierten wir uns gegenseitig. Jeden Mittwoch war Praxistag in der Schule und wir konnten unter der Aufsicht einer Ausbildungslehrkraft ausprobieren, was wir uns theoretisch angeeignet hatten.

### **Jeden Mittwoch war Praxistag in der Schule.**

Ich plante auch deshalb, mein Studium so schnell wie möglich zu absolvieren, da ich meiner Mutter nicht lange auf der Tasche liegen wollte. Sie hatte zur Finanzierung meines Studiums „Honnef“ beantragt. Das Honnefer Modell war der Vorläufer vom BAföG, des Bundesausbildungsförderungsgesetzes – was für ein Wort – zur finanziellen Unterstützung von Studierenden. „Honnef“ wurde 1955 eingeführt und finanzierte sich wie das heutige BAföG anteilig aus Stipendien und Darlehen, allerdings bestand kein Rechtsanspruch. Meine Mutter füllte das erforderliche Formular wahrheitsgemäß aus und nach ein paar Wochen erhielten wir einen negativen Bescheid. Als ich erfuhr, dass die Tochter zweier Rechtsanwälte mit einer Kanzlei auf dem Neupfarrplatz, Regensburgs bester Lage, die Unterstützung bekam und meinte, man müsse bei der Aufschlüsselung der Einkommensverhältnisse die Kosten nur etwas höher setzen,

## **Wir waren zu blöd und zu ehrlich gewesen.**

war mir klar: Wir waren zu blöd und zu ehrlich gewesen. Wir hätten wohl auch zum Beispiel 20 Mark monatlich für Klavierstunden angeben sollen, obwohl ich diese

nicht hatte. Also finanzierte mich meine Mutter weiter, wie sie es schon während meiner Schulzeit getan hatte, und ich arbeitete an den Wochenenden und in den Ferien.

Meinen ersten Job fand ich, vermittelt durch meine Mutter, beim Ostermeier, der Metzgerei in der Regensburger Ostengasse auf dem Gelände des jetzigen Museums der Bayerischen Geschichte. Es hieß, ich könne dort im Ladengeschäft jeder Freitag und Samstag aushelfen. Das fand ich gut. An einem Freitagnachmittag ging ich zum ersten Mal hin. Eine Kundin kaufte Kutteln als Tierfutter und dann noch Wurst. Für mich war es selbstverständlich, Kutteln und Wurst getrennt zu verpacken. Da fauchte mich die Chefin an, ich solle Papier sparen und nur einen Bogen für beides nehmen. Das verstand ich überhaupt nicht. Damit endete meine Karriere bei Ostermeier schon am ersten Tag. Aber es kam noch schlimmer. Nicht weit von der Metzgerei Ostermeier entfernt, auf dem ehemaligen Donaumarkt, produzierte damals der Esslinger Essig-Hersteller Hengstenberg. Essig und Gewürzgurken waren die Spezialitäten des Hauses. Wie automatisch legten die Frauen, die dort arbeiteten, Gurken in Gläser und erzählten sich dabei die wildesten Geschichten. Sie schilderten ihre nächtlichen sexuellen Höhepunkte und Niederlagen in den schillerndsten Farben. Ich war so unbedarft. Ich konnte diese Geschichten nicht ertragen. Wieder musste ich mir eine andere Arbeit suchen.

Meine entspannteste Ferienarbeit fand ich bei der OBAG, dem 1908 gegründeten Ostbayerischen Energieversorgungsunternehmen mit Sitz im Regensburger Stadtwesten in der Prüfeninger Straße. Ich genoss die Arbeit in der Beletage des Gründerzeithauses gegenüber des markanten Neubaus aus den 1930er und 1960er Jahren, heute besser bekannt unter dem Namen Parkside. Mit der Arbeit bei der OBAG hatte ich mich als Studentin gewissermaßen von der Produktion ins Büro hochgearbeitet. Meine Aufgabe bestand darin, Berichte abzutippen, doch ich hatte nicht viel zu tun und konnte zwischendurch sogar turnen. Bei der OBAG verdiente ich mein Geld sozusagen im Handstand. Das war das Schöne an dieser Arbeit. Aber ich erinnere mich auch daran, dass mich manche Berichte schockierten, etwa wenn es um Unfälle an Strommasten und Leitungen ging. Einmal ist jemand dabei tödlich verunglückt. Das war in den 1960er Jahren noch relativ häufig der Fall. Heute sind Arbeitsschutz und Anlagen so weit entwickelt, dass die Zahl der tödlichen Unfälle am Stromnetz deutlich gesunken ist.

Anschließend arbeitete ich in der Kleiderfabrik Schildt. Nach seiner Kriegsgefangenschaft hatte sich Willi Schildt mit einem Posten Wolldecken aus den Beständen der amerikanischen Besatzungsmacht selbstständig gemacht. Er fertigte daraus Wintermäntel. Das war der Grundstock seines späteren Erfolgs mit dem Unternehmen Schildt-Modell-Kleider KG. Dort war ich in der

Endabnahme beschäftigt und prüfte, ob an den Kleidungsstücken, die ausgeliefert werden sollten, alles in Ordnung war, kein Knopf fehlte und alle Nähte richtig saßen.

Meinen nächsten Ferienjob fand ich wieder in der Produktion, diesmal bei Siemens Halske. Auf dem ehemaligen Gelände der Messerschmidt-Werke an der Wernerwerkstraße hatte die Siemens Halske AG um 1960 ein neues, sehr modernes Werk errichtet. Heute ist das der Standort der Infineon Technologies AG. Allerdings war die Arbeit bei Siemens Halske ganz und gar nicht mit der Produktion bei Hengstenberg zu vergleichen. Mein Arbeitsplatz war sauber, ruhig und der Akkordlohn war vergleichsweise gut. Wir löteten an Kondensatoren rechts und links einen Draht. Von diesen kleinen elektronischen Bauteilen konnte man in den Wirtschaftswunderjahren gar nicht genug herstellen. Das Einzige, was störte, war der Zeitdruck. Für mich war es nicht so schlimm, vier bis sechs Wochen in den Ferien so flink wie möglich Kondensatoren zu löten. Den Arbeiterinnen, die das jahrein, jahraus und jeden Tag machten, waren wir Studentinnen aber ein Dorn im Auge. Regelmäßig ermahnten sie uns: „Arbeitet nicht so schnell, ihr macht das jetzt ein paar Wochen, wir müssen das ganze Leben durchhalten ... tut ein bisschen langsamer!“ Das Problem war, dass die Akkordleistung erhöht wurde, wenn ein Vorarbeiter mitbekam, dass Steigerungen möglich waren.

Just in der Zeit, in der ich bei Siemens Halske arbeitete, sollte ich eine Erörterung zu folgender Fragestellung schreiben: „Trägt die moderne Arbeitsgesellschaft automatenhafte Züge?“ Natürlich schrieb ich mir da meine ganze Erfahrung aus der Fabrikarbeit von der Seele. Ich glaube, dieser Aufsatz war einer meiner besten. Ich bekam einen Zweier und weil es Einsen im Benotungssystem für Deutsch damals so gut wie nicht gab, war das für mich schon sehr gut. Jedenfalls öffneten mir meine vielen Ferienjobs die Augen dafür, was Industriearbeit bedeutet und wie der berufliche Alltag von den meisten Menschen aussieht. Wer selbst erlebt hat, was es heißt, jeden Morgen um sechs Uhr anzufangen und bis nachmittags um halb drei in der Fabrik zu arbeiten, kann verstehen, dass man sich danach eher nach Ablenkung als nach geistiger Anregung sehnt. Es klang schon ein gewisser Hochmut mit, wenn Arbeiterinnen und Arbeiter von Studierten als uninteressiert abgekanzelt wurden. Denen wünschte ich, dass sie selbst einmal in einer Fabrik arbeiten müssten. Heute ist die Arbeitswelt wieder eine ganz andere – ebenso die Abgrenzungsmechanismen einzelner Gruppen in unserer Gesellschaft.

**Jedenfalls öffneten mir  
meine vielen Ferienjobs  
die Augen dafür,  
was Industriearbeit bedeutet.**

Auch wenn es sich nach dieser langen Reihe von Ferienjobs anhört, als hätte ich immer nur gelernt, studiert und gearbeitet, so stimmt das nicht ganz. Noch als Schülerin hatte ich mit meinem Bruder und seinen Freunden nachmittags – oder im Sommer auch abends – leidenschaftlich gerne Fußball gespielt. Wenn ich den Ball besonders gut traf und die Arme hochwarf,

dachte ich an meinen Vater, der auch so gerne Fußball gespielt und begeistert dem SSV Jahn Regensburg zugesehen hatte. Außerdem war ich eine ausgesprochen gute Schwimmerin. Unsere fortschrittlich gesinnte Mutter war Nichtschwimmerin und unbedingt der Meinung: „Ihr müsst Schwimmen lernen.“ Damit war ich sehr einverstanden, lernte mit zehn oder elf Jahren das Schwimmen und entwickelte dabei großen Spaß und Ausdauer. Im Wasser fühlte ich mich besonders wohl. Ich schwamm für mein Leben gern. Der Reihe nach machte ich in der Militärschwimmschule, die ich über den Grieser Steg erreichte, und bei der Regensburger Turnerschaft am Oberen Wöhrd alle Abzeichen, die es im Schwimmsport damals gab. Das war die beste Voraussetzung, um zur Wasserwacht zu gehen. Für den Rettungsschwimmer musste ich eine Prüfung ablegen: eine Dreiviertelstunde schwimmen, 25 Meter tauchen und eine Person schleppen. Ich bestand die Prüfung und war fortan ausgebildete Rettungsschwimmerin bei der Wasserwacht. Erst später erfuhr ich, dass Regensburg die Gründungsstadt der Wasserwacht ist. Als am 7. Februar 1883 die Donau in Regensburg über die Ufer trat, schlug die Geburtsstunde der Wasserwacht. Erstmals wurden Rot-Kreuz-Helfer bei einem Hochwasser eingesetzt. Das hatte sich bewährt. Dieses Konzept sollte auch bei zukünftigen Hochwassern greifen. So entstand die Wasserwacht. Ich fand meine Arbeit dort großartig. Kürzlich fiel mir mein alter Wasserwacht-Ausweis wieder in die Hände. Kaum zu glauben, seit 1957 bin ich Mitglied. Später kam mir meine Erfahrung bei der Wasserwacht als Lehrerin im Schwimmunterricht zugute. Studium und Passion, beides mündete wieder in meinen Traumberuf: Lehrerin.

Wie beim Schwimmen vertrat meine Mutter auch beim Führerschein eine sehr eindeutige Position. Obwohl sie selbst weder Führerschein noch Auto besaß und damals auf zehn Führerscheinbesitzer gefühlt eine Frau kam, unterstützte sie mich beim Erwerb meiner Fahrerlaubnis. Sie sagte „Das gehört dazu“ und duldeten keinen Widerspruch. Ich weiß nicht mehr, was das damals kostete, aber es schien erschwinglich zu sein. Ich meldete mich in der Fahrschule Aigner am Fuß der Nibelungenbrücke an und ein paar Wochen später hatte ich den Führerschein in der Tasche. Ich erinnere mich noch an die beinahe legendäre Falle für Fahrschülerinnen und Fahrschüler. An der Ecke Hemauerstraße/Roritzerstraße galt rechts vor links. Bei den Fahrstunden bläute mir das mein Fahrlehrer ein und verwies jedes Mal auf die Prüfung. Schon viele Prüflinge wären an dieser Vorfahrtsregel gescheitert.

Dennoch: In meinen kurzen dreieinhalb Studienjahren konzentrierte ich mich vor allem auf mein Studium. Ich paukte ausschließlich Fachliteratur und las in dieser Zeit wenig, obwohl ich ein literarisch sehr interessierter Mensch bin und immer war. Schade vielleicht, aber es war so. Nur keine Zeit verlieren, das war mein inniger Wunsch. Ich wollte nicht nur meine Mutter so schnell wie möglich finanziell entlasten. Es gab noch einen weiteren Grund, und der hieß Ludwig. Mit ihm wollte ich bald ein gemeinsames und unabhängiges Leben beginnen.

**Ludwig -  
oder das Streben nach  
gemeinsamen Zielen**



Wir lernten uns am 16. Mai 1959 im Antoniushaus beim Pfingsttanz der katholischen Jugend kennen. Ludwig war 17 und ich ein halbes Jahr älter. Er war künstlerisch sehr interessiert. Klavier spielte er so gut, dass man ihn schon als 16-Jährigen an den Wochenenden im Café Lessing in der Lessingstraße buchte. Ludwig wusste ziemlich genau, was beim Kaffeekränzchen am besten ankam. Er hatte ein sehr gutes Gespür für die richtige Musik zum richtigen Zeitpunkt und dachte daran, aus seiner Leidenschaft einen Beruf zu machen.

Jedenfalls wollte mir Ludwig nicht mehr aus dem Kopf. Er gefiel mir und ich gefiel ihm. Er war genau der Mensch, den ich mir an meiner Seite vorstellen konnte, und so begannen wir, Zukunftspläne zu schmieden.

Statt sein Klavierspiel zum Beruf zu machen, wurde Ludwig Möbelkaufmann und arbeitete in der Obermünsterstraße beim Möbelhaus Welck. Dort hatte er seine Lehre absolviert und nun den Gesellenbrief in der Tasche. Sein Dienstfahrzeug war ein Lastenfahrrad. Es war ihm peinlich, damit gesehen zu werden, insbesondere von mir ... Wenn er gewusst hätte, wie begehrt Lastenfahrräder einmal werden würden!

**Ludwig fand,  
das passe nicht zusammen:  
Ich auf dem Gymnasium  
und er Möbelkaufmann.**

Ludwig fand, das passe nicht zusammen: Ich auf dem Gymnasium und er Möbelkaufmann. Deshalb hatte er die Idee, sich weiter zu qualifizieren. Damit rannte er bei mir offene Türen ein, denn ich selbst war so glücklich, das Gymnasium besuchen zu

können. Als Kind war er noch froh gewesen, nicht aufs Gymnasium gehen zu müssen. Damals lebte er mit seinen Eltern und seinem Bruder in Stadtamhof. Niemand aus seinem Freundeskreis ging an eine weiterführende Schule und seine Eltern, der Vater Lokführer, die Mutter Hausfrau, bestanden auch nicht darauf. Jetzt aber war Ludwig alt genug, um für sich selbst zu entscheiden. Allerdings zeichnete sich das bayerische Schulsystem nicht gerade durch Dynamik aus, ganz im Gegenteil. Menschen ohne Abitur bot es kaum Chancen. Ludwig konnte zeichnen, malen und Klavier spielen, war künstlerisch unglaublich begabt, aber hatte keine Hochschulreife. Und weil es den sogenannten Zweiten Bildungsweg noch nicht gab, musste er sich außerhalb Bayerns umsehen.

Zufällig kannte mein Freund jemanden, der in Aachen die Werkkunstschule absolviert hatte. Dort konnte man sich bewerben und auch ohne Abitur Architektur und Innenarchitektur studieren. Allerdings musste sich jeder einer einwöchigen Aufnahmeprüfung unterziehen. Von

### **1961 ging Ludwig nach Aachen an die Werkkunstschule.**

Montag bis Freitag alle möglichen Aufsätze schreiben, Bruchrechnen, Zeichnen und so weiter. Eine weitere Hürde war, dass die Schule nur ein Zehntel der Bewerber aufnahm. Ludwig fieberte dem Tag der Entscheidung entgegen. Dass er gut war, wussten wir. Dass er schließlich auch noch genommen wurde, war unser großes Glück. 1961 ging Ludwig nach Aachen an die Werkkunstschule.

Die Schule war 1904 als Zeichen- und Kunstgewerbeschule gegründet worden. Sie richtete sich als Bildungsinstitut an Handwerker, Grafiker und Innenarchitekten. 1927 erlangte die Schule unter der Leitung von Rudolf Schwarz, Mitglied im Vorstand des Deutschen Werkbundes, überregionale Bedeutung, sehr zum Missfallen der Nationalsozialisten, die die Schule 1934 auflösten. Schwarz machte erst nach dem Zweiten Weltkrieg wieder von sich reden. Als Architekturprofessor und Städtebauer prägte er den Wiederaufbau Kölns, als Kirchenbauer gestaltete er in den Nachkriegsjahren eine Reihe katholischer Gotteshäuser. In den 1950er Jahren wurde die Kunstgewerbeschule wieder aufgebaut und 1957 erhob das Nordrhein-Westfälische Kultusministerium sie zur Werkkunstschule der Stadt Aachen. Zwar musste für den Besuch der städtischen Schule kein Schulgeld entrichtet werden, doch Ludwig brauchte Geld für Kost und Logis. Seine Eltern konnten ihn nicht unterstützen. Sein fünf Jahre älterer Bruder Siegfried war schwer an Asthma erkrankt und die Eltern mussten für dessen Pflege selbst aufkommen, weil trotz der Belastung keine Zuschüsse vorgesehen waren. So gaben die Eltern ihren letzten Pfennig für Siegfried aus.

Ludwig hatte überhaupt kein Geld. Deshalb wandte er sich an die Stadt Regensburg, ob sie ihm einen Zuschuss zu seinem Studium geben könnten. Die Antwort war ernüchternd. Leider fehle für solche Vorhaben das Geld. Einen weiteren Brief richtete er an die Stadt Aachen. Von dort erhielt Ludwig einen Zuschuss über 140 DM für sein Studium. Zum Vergleich: Ein Laib Brot kostete 1960 weniger als 85 Pfennige. Den Briefwechsel mit der Stadt Aachen hat Ludwig sein Leben lang aufgehoben – aus Dankbarkeit.

Mit diesem Zuschuss der Stadt Aachen konnte Ludwig studieren. Trotzdem war er sparsam und zog nach Eilendorf, einem Stadtteil von Aachen, in ein zugiges Zimmer mit Toilette im Hinterhof, für das er eine relativ geringe Miete bezahlte. Ein Bummelstudium kam auch für Ludwig nicht infrage. Wir waren uns einig: Wir ziehen unser Studium so schnell wie möglich durch.

Manchmal besuchten wir einander. Wir konnten uns das nicht jedes Wochenende leisten. Immerhin lagen 700 Kilometer zwischen Regensburg und Eilendorf und der Zug brauchte über zehn Stunden. Ab und zu fuhr ich nach Aachen und Ludwig bemühte sich, an den Wochenenden nach Regensburg zu kommen. Wenn wir uns nicht sehen konnten, schickte ich ihm Kuchen und Marmelade. Und wir schrieben uns in diesen Jahren fast täglich Briefe. Die waren uns wichtig, denn sie waren ein echter Dialog und sehr gehaltvoll. Ich erinnere mich daran, wie unruhig ich wurde, wenn die Antwort von Ludwig auf sich warten ließ. In diesen Briefen setzten wir uns ernsthaft mit unserer Zukunft auseinander. Kürzlich habe ich diese Briefe wieder gefunden – eine dicke Aktentasche voll. Beim Lesen freute ich mich über unseren Weitblick von damals. Natürlich sind manche dieser Briefe nur so hin und her geschrieben. In den meisten tauschen wir uns jedoch über ein großes Thema aus, das damals alles andere als selbstverständlich war – die Gleichberechtigung von Mann und Frau. Ludwig kam aus einem sehr konservativen katholischen Elternhaus. Mutter und Vater wählten CSU. Dass eine Frau ihr Leben selbst in die Hand nahm, sah man dort nicht gerne. In seinen Briefen an mich entwarf Ludwig auf vielen Seiten eine partnerschaftliche Vorstellung von unserem gemeinsamen Leben.



*Mit Ludwigs Eltern in der Nähe von Hemau, um 1965*

Wenn er von vornherein ausschließlich die Vorstellung einer klassischen Hausfrauenehe vertreten hätte, wäre das mit uns beiden wahrscheinlich nichts geworden. Gleichberechtigung in allen Dingen war meine emanzipatorische Vorstellung. Dass die Ehefrau ihr eigenes Geld

**Gleichberechtigung  
in allen Dingen  
war meine  
emanzipatorische  
Vorstellung.**

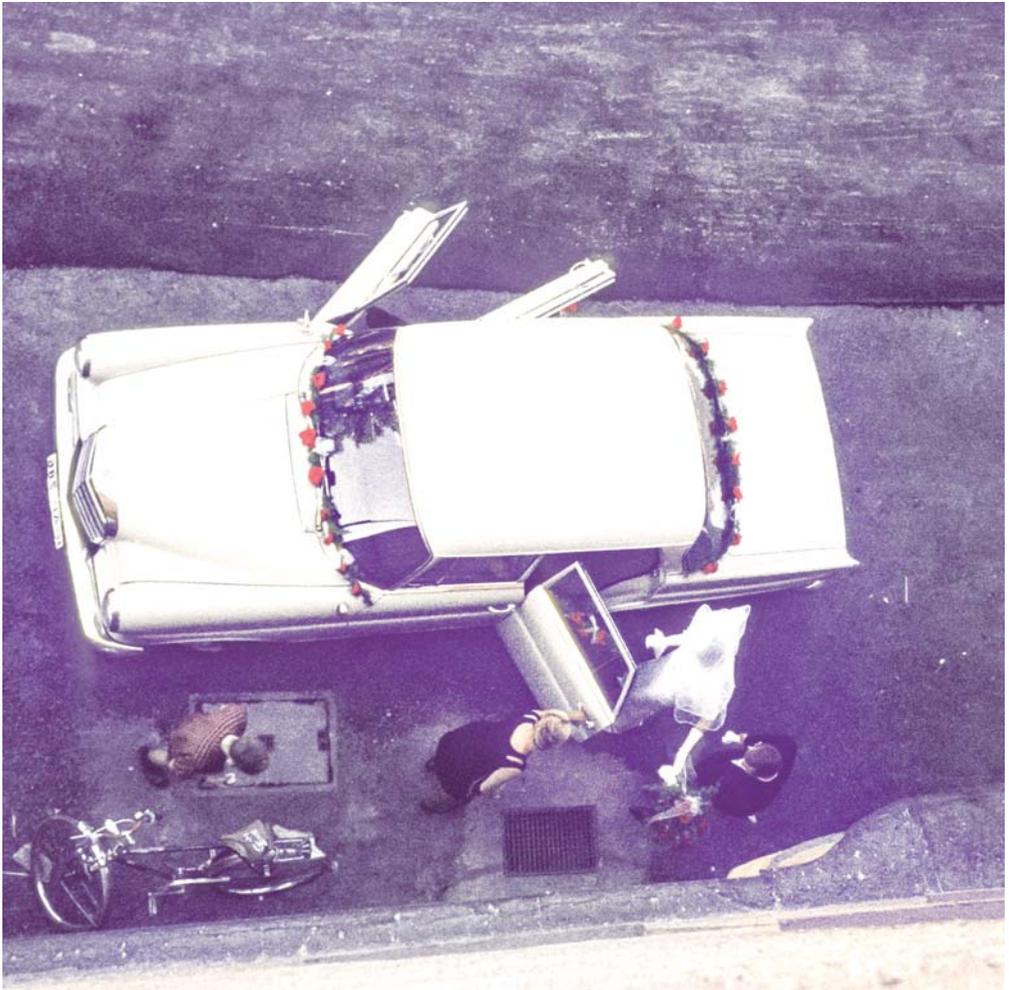
verdient, ja, aber was wäre, wenn Kinder kämen, fragte Ludwig. In Position und Gegenposition ging es hin und her. Wir formulierten Kritik und Zweifel. Die Briefe zwischen Ludwig und mir geben Zeugnis, wie lebendig und sehr engagiert wir um unsere gemeinsame Zukunft rangen. Und dieses Ringen verband uns mit jedem Brief mehr. Ergebnis dieser vielen Briefe war schließlich das

gemeinsame Plädoyer für eine gleichberechtigte Ehe. Wir entwarfen eine Partnerschaft, wie sie in den 1960er Jahren absolut unüblich war und bestätigten so, was ich doch schon länger wusste, nämlich dass er genau der richtige Mensch für meine Zukunftspläne war. Vielleicht waren diese Briefe damals eine Selbstverständlichkeit für mich. Rückblickend sind Ludwigs Botschaften eine große Kostbarkeit, vor allem vor dem Hintergrund meiner jahrzehntelangen Beobachtung von Gleichstellung, Frauenarbeit sowie deren gesellschaftlicher Anerkennung und Bewertung.



*Bergwandern im Karwendel*

Durch meine Mutter hatte ich miterlebt, dass eine Frau alleine gut zurechtkam. Ohne dieses sehr nahe und lebendige Vorbild hätte ich als junge Frau möglicherweise gar nicht formulieren können, was ich mit Gleichberechtigung meinte. Meine Mutter suchte sich diese Rolle nicht aus, sondern wuchs als Kriegerwitwe in sie hinein. Schließlich zog sie ihr selbstbestimmtes Leben einer neuen Ehe vor.



*Das geschmückte Hochzeitsauto vor unserer Wohnung in der Furtmayrstraße*

Wer die Geschichte der Frauenemanzipation Revue passieren lässt, stellt fest, dass sie alles andere als eine kontinuierliche Entwicklung beschreibt. Vielmehr drifteten Theorie und Praxis, Anspruch und Wirklichkeit weit auseinander. Nach dem Krieg waren es die Frauen, die sogenannten Trümmerfrauen, die Deutschland instand setzten. Damals durften sie arbeiten, weil es an Männern fehlte. Als diese Ende der 1940er, Anfang der 1950er Jahre aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehrten und eine neue Generation herangewachsen war, wurden die Frauen aufgerufen, ihren Platz in der Arbeitswelt wieder den Männern zu überlassen. „Zurück an den Herd!“ hieß es für sie. In meiner Ehe mit Ludwig, das war nach so vielen

**Im Juli 1964 war  
ich mit dem Studium fertig,  
im August heirateten wir.**

Briefen klar, würde es gleichberechtigt zugehen. Im Juli 1964 war ich mit dem Studium fertig, am 26. August heirateten wir. Die kirchliche Trauung fand in der Antoniuskirche statt. Der Chor, den wir

bestellt hatten, kam nicht. Seine Mitglieder hatten wie üblich in der Stadt Geld für den Auftritt verlangt. Der Pfarrer, der aus dem Bayerischen Wald kam, kannte diese Gepflogenheit nicht und meinte, das gehörte sich nicht. Also streikte der Chor und wir sangen selbst.



*Im wildseidenen Hochzeitskleid glücklich mit Mutter, Cousine Jutta und Ludwig*

**Lehrerin  
in Würselen**



*Lehrerin im roten Kleid – an der Knaben- und Mädchenschule in Würselen, 1964/65*

1964 begann für mich ein neuer Lebensabschnitt. Gleich nach dem Studium und der Hochzeit zog ich zu Ludwig nach Aachen. Ludwig hatte noch ein Semester vor sich. Für mich wäre es unsinnig gewesen, in Bayern als Lehrerin anzufangen, dann wäre ich nicht mehr weggekommen. Also bewarb ich mich gleich in Aachen. Der für Schulen zuständige Abteilungsleiter im Regierungsbezirk Aachen war Dr. Ruhkamp. Ich ließ mir einen Termin geben und stellte mich vor. Er bot mir gleich drei Stellen an. Ich war begeistert. Dann sprach er weiter: „Hoengen, Bergarbeiterstadt, Alsdorf, Bergarbeiterstadt, oder Würselen, näher bei Aachen, katholische Knabenschule mit 900 Knaben, 30 Lehrern. Sie wären die einzige Lehrerin und der Rektor kommt aus Ostpreußen.“ Ich wusste sofort, was ich wollte, und antwortete: „Würselen, da geh ich hin.“

Zum Schuljahr 1964/65 fing ich an zu unterrichten. In der Knabenschule an der Lehnstraße 3 in Würselen war ich zur Zeit des

## **Würselen. Da geh ich hin.**

Lehrermangels die erste weibliche Lehrerin und mein berühmtester Schüler war Martin Schulz. Zwar erinnere ich mich nur noch schwach an diese Ehre, aber er erinnert sich an mich, die Lehrerin mit süddeutschem Idiom. Als ich meinen Dienst in Würselen 1964 antrat, war der 1955 geborene Martin Schulz neun Jahre alt. Zehn Jahre später trat er in die SPD ein. Ab 1987 war Schulz drei Legislaturperioden Bürgermeister seiner Heimatstadt Würselen. 1994 wurde er Mitglied des Europäischen Parlaments, 2012 zu dessen Präsidenten gewählt und 2014 als erster und bisher einziger Parlamentspräsident wiedergewählt. Die Verleihung des Karlspreises und seine Kandidatur zum Bundeskanzler folgten. Als Vorsitzender der Friedrich-Ebert-Stiftung setzt sich Schulz seit 2020 für Chancengerechtigkeit, politische Bildung und internationale Kooperationen ein. Die persönliche Entwicklung von Martin Schulz jedenfalls begann in Würselen bei Aachen, das ohne die politische Karriere des Kanzlerkandidaten von 2017 sicher weniger bekannt wäre.

In jeder Klasse der Knabenschule saßen ungefähr 40 bis 45 Schüler. Gleich in meinem ersten Jahr war ich Springerin, arbeitete mal in dieser, mal in jener Klasse und gab mein Bestes. Auf meinem Stundenplan standen der Werkunterricht in der neunten Klasse, also bei den 14-Jäh-



*Martin Schulz und Christa Meier*

rigen, und Unterricht in einer zweiten und dritten Klasse, die zusammen beschult wurden. Das war ziemlich herausfordernd. In diesem Klassenverband aus Zweit- und Drittklässlern war bei den einen der Leselernprozess schon abgeschlossen und bei den anderen noch nicht.

Ich erinnere mich noch gut an den Schwimmunterricht mit den Kleinen. Natürlich wollte ich erst einmal sehen, wer schwimmen kann und wer nicht. Also fragte ich sie und ließ mir von den Schülern, die mit Ja geantwortet hatten, zeigen, wie sie schwimmen konnten. Da gab es ein paar Wagemutige, die vom Beckenrand ins tiefe Wasser sprangen. Und sofort stellte sich heraus, dass sie gar nicht schwimmen konnten. Sie gingen unter wie ein Stein und ich sprang als Rettungsschwimmerin hinterher.

In Würselen sprach ich mehr oder weniger Hochdeutsch. Ich gewöhnte mir eine gehobene Umgangssprache an, damit mich die Kinder verstanden. Umgekehrt gaben sich auch die Kinder Mühe beim Sprechen. Das klappte gut, nur ein Fall war etwas schwieriger. Ein Junge in meiner Klasse hatte taubstumme Eltern. Die Familie war arm und das Kind machte einen vernachlässigten Eindruck.

**Denn ich hatte mir vorgenommen,  
dass alle Kinder meiner Klasse,  
egal aus welchen Elternhäusern,  
zumindest einmal in ihrem Leben  
ins Theater gingen.**

Als ein gemeinsamer Theaterbesuch mit der Klasse bevorstand, überlegte ich, was zu tun war, damit sich der Junge die Nase putzte und benahm. Denn ich hatte mir vorgenommen, daß alle Kinder, egal aus

welchen Elternhäusern, zumindest einmal in ihrem Leben ins Theater gingen. Doch dann klappte alles im Theater ganz vorbildlich. Der Junge war auch der Einzige, der rheinisch mit mir sprach, wie mit einem Familienmitglied. Einmal fragte er im Vorbeigehen: „Wohin jehste?“ Er beobachtete, ob ich ihn verstanden hatte, doch ich wusste nicht gleich, was er meinte. Daraufhin fragte er in klarem Hochdeutsch: „Wohin gehst du?“ Das war das einzige Mal, dass ich ihn Hochdeutsch sprechen hörte.



*Spaziergang bei Eilendorf bei Aachen, um 1965*

Dass es in Bayern anders zugeht als in Nordrhein-Westfalen, lag auf der Hand. Ich brauchte Zeit, um mich in der neuen Heimat einzuleben. Ludwig war mir da voraus. Doch gerade die Arbeit mit den Kindern war für mich eine gute Schule in rheinischem Temperament. Oft erzählten wir uns abends, was wir erlebt hatten, und waren uns sicher, dass sich die eine oder andere Situation in Bayern ganz anders zugetragen hätte – nicht besser, nicht schlechter, eben anders. Wir konnten den Mentalitätsunterschied zu unserer süddeutschen Heimat schwer beschreiben. Ein Vergleich gefiel uns: Die Rheinländer fechten mit dem Florett und sagen auch mal genau das Gegenteil von dem, was sie meinen. Wer dieses Prinzip einmal versteht, gewöhnt sich daran.

Während des Studiums war Ludwig nach Vaals in den Niederlanden gezogen, doch da ich als deutsche Beamtenanwärterin dort nicht wohnen durfte, suchten wir uns eine Bleibe in Würselen.

Wir hatten Glück mit unserer Vermieterin. Sie war gelernte Damenschneidermeisterin und ihre Tochter hatte einen Buben, der sich in der Schule etwas schwertat. Also tauschten wir. Ich gab dem Junior Nachhilfeunterricht und seine Mutter wusch dafür unsere Wäsche. Die Wohnverhältnisse waren zwar ohne jeglichen Komfort, aber am Wochenende genossen wir den großen Garten der Familie. Oft kam mein Bruder Manfred zu Besuch und wir spielten Fußball.

Manfred hatte nach der Mittleren Reife eine Lehre als Versicherungskaufmann abgeschlossen und studierte jetzt an der Versicherungsakademie in Köln. Unsere Mutter hatte ihn davon überzeugt, weiter zu lernen und sich in Köln zu bewerben. Die Ausbildungsstätte war für die Versicherungsbranche die einzige in ganz Deutschland. Manfred hatte Glück und wurde dort angenommen. Wenn mein Bruder an den Wochenenden zu uns kam, genoss er nicht nur die gute Gesellschaft von Schwester und Schwager. Er konnte auch sonst profitieren, denn ich erledigte in Windeseile seine Literatur-Hausaufgaben und las die Bücher, die eigentlich er hätte lesen sollen.

Ludwig schloss 1965 nach acht Semestern die renommierte Werkkunstschule ab und fand gleich eine Anstellung in dem Aachener Büro des anerkannten Architekten Fritz Jaenecke, der auch als Professor an der RWTH, der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen, lehrte. Jaenecke hatte in Deutschland vor allem in Sachen Wohnungsbau einen herausragenden Ruf und für Ludwig war die Anstellung bei ihm die größte Auszeichnung, die er sich vorstellen konnte.

Ludwig und ich verdienten nun beide und wollten deshalb in eine komfortablere Wohnung ziehen. Wir hörten uns um und entschieden uns für eine sehr schöne Neubauwohnung in Dobach, einen Katzensprung von meiner Schule entfernt. Das Haus lag in einer eher ländlichen Gegend nur ein paar hundert Meter entfernt von Wiesen und Wäldern. Doch das schien die Perserkatze unserer Nachbarn nicht zu locken. Sie wurde stets in einer Tasche auf die Straße getragen, um an die frische Luft zu kommen.

Wir freuten uns über unsere gemeinsame Wohnung und richteten sie ganz nach unserem Geschmack ein. Der Teppich, den wir für den Flur kauften, war damals schon 50 Jahre alt. Jetzt ist er fast 100 und immer noch schön. Rechts neben dem Eingang lag die Küche, sehr geräumig mit einer Tür zum Balkon. Daneben das Wohnzimmer und dahinter Schlafzimmer,

**Ludwig zeichnete die  
Entwürfe für die Möbel und  
baute sie zum Teil selbst.**

Arbeitszimmer und Bad. Ungefähr 86 Quadratmeter hatte diese Wohnung. Ludwig zeichnete die Entwürfe für die Möbel und baute sie zum Teil selbst. Sein Meisterstück, ein Garderobenschrank mit Intarsien

in verschiedenen Hölzern, bekam einen Ehrenplatz im Flur. Dort standen auch eine niedrige

Bank aus gekalkter Eiche mit schwarzen Lederpolstern und ein Sideboard mit Türen, die sich durch bloßes Berühren magnetisch öffneten und schlossen. Im Wohnzimmer hingen dunkelbraune Leinenvorhänge an den Fenstern. Die Leuchte, die wir in der Küche hatten, erhellt noch heute meinen Esstisch. Genauso befinden sich viele der Einrichtungsgegenstände, die wir uns damals anschafften, noch immer in meinem Haus. Eines der damaligen Schmuckstücke mussten wir später verschenken, der riesige Berberteppich von zwei mal drei Metern passte einfach nirgends mehr. Beim Einrichten war Ludwig die treibende Kraft, der gestalterische Impuls kam von ihm. Ich überließ ihm die Auswahl von Herzen gerne, schließlich war er vom Fach. Und ich war auch immer sehr einverstanden mit dem, was er allein oder wir gemeinsam aussuchten.

Jetzt luden wir gerne Gäste zum Abendessen ein und gingen öfter aus. Hin und wieder besorgten wir uns Karten für die Dürener Jazztage, bei denen schon Anfang der 1960er Jahre hochkarätige Musiker auftraten. Einmal stand der kanadische Jazz-Pianist Oscar Petersen auf dem Programm, den Duke Ellington einen „Maharaja der Tasten“ nannte. Wir fuhren also nach Düren. Das Konzert sollte um 20.00 Uhr beginnen. Wir warteten und warteten. Es wurde 20.30 Uhr. Als Petersen um 20.45 Uhr noch immer nicht erschienen war, erklärte der Veranstalter, der Pianist könne nicht auftreten. Er hätte einen Exklusiv-Vertrag mit einer Plattenfirma aus dem Schwarzwald unterschrieben und man fürchtete, es könnten heimlich Aufnahmen gemacht werden. Schade, aber ich glaube, wir hatten trotzdem einen schönen Abend.

Unser Leben war leicht in dieser Zeit. Oft waren wir mit der Bahn unterwegs und auf die Frage, wo er sein **Unser Leben war leicht.**

Auto parkte, scherzte Ludwig regelmäßig: „Meine Schuhe stehen vor der Tür.“ Doch bald schafften wir uns ein Auto an. Eine Dyane 6 mit Rolldach des Herstellers Citroën. Irgendwann wurde das Dach undicht. Der Nachfolger unserer Dyane wurde eine ganz normale Ente. Die fuhr ich noch, als sich mein Mann schon seinen Alfa Romeo zugelegt hatte. Er wählte die Automodelle weniger nach technischen Kenngrößen, sondern eher nach ästhetischen Gesichtspunkten aus.

Historisch gesehen waren wir Mitte der 1960er Jahre längst im Wirtschaftswunderdeutschland angekommen. Ludwig und ich spürten es am eigenen Leib. Wir mussten nicht mehr zweimal überlegen, ob wir Geld ausgaben oder nicht. Es ging uns gut. Auf der anderen Seite waren wir in Aachen Zeugen der Bergbaukrise geworden. Immer mehr Haushalte in Deutschland heizten bequem mit Erdöl. Der Kohleabsatz ging zurück, Bergarbeiter im Ruhrgebiet wurden arbeitslos oder fuhren Feierschichten. Um 1960 gingen im Ruhrbergbau 100.000 Arbeitsplätze verloren, bis in die Mitte der 1960er Jahre wurden es 170.000. Das Wohlstandsparadies Deutschland schlitterte in eine große Krise. Die Wirtschaft stagnierte. Die Rezession von 1966/67 befeuerte die Krisenangst und führte Ende 1966 zum Rücktritt Ludwig Erhards, der erst im

Jahr davor zum Bundeskanzler gewählt worden war. Der Wirtschaftsminister des Wirtschaftswunders, dessen Slogan „Wohlstand für alle“ einen so verlockenden Klang hatte, trat ab. Was sich in Aachen, am Rande des größten Bergbaureviers Deutschlands, vor meinem politischen Auge abspielte, provozierte meinen Sinn für Gerechtigkeit, Frieden und Bildung.

### **Am 1. Januar 1966 trat ich in die SPD ein.**

Am 1. Januar 1966 trat ich anlässlich des Landtagswahlkampfes für den nordrhein-westfälischen Spitzenkandidaten Heinz Kühn in die SPD ein. Und am Ende dieses Wahlkampfes hatte die SPD die CDU-Regierung abgelöst, die seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs fast durchgängig die stärkste Kraft gewesen war. Heinz Kühn wurde der fünfte Ministerpräsident des Landes Nordrhein-Westfalen und blieb es bis 1978.

Dort in Aachen, im Bezirk Mittelrhein, begann mein politisches Engagement. Die Kohlekrise schärfte mein politisches Bewusstsein. Ich fragte mich, wie politische Entscheidungen getroffen werden oder wer sich für die Bildung von Mädchen einsetzte. Der SPD waren die Mädchen und ihre Bildung wichtig. Die Konservativen waren dagegen der Meinung, dass die Mädchen heirateten, Hausfrauen würden und keine qualifizierte Ausbildung haben müssten. Ein weiterer Punkt war meine Kritik an der Wiederbewaffnung. Ich hatte meinen geliebten Vater im Krieg verloren und erinnerte mich daran, wie wir Mitte der 1950er Jahre in den Pausen auf dem Schulhof bei den Müllerischen über das Für und Wider der Wiederbewaffnung diskutiert hatten, so wie Jugendliche sich heute für Klima und Umwelt stark machen. Ich war damals fassungslos, rechnete nach, wie lange der Krieg her war, und wollte nur eines: keinen Krieg mehr. Ich fand, die einzige Partei, die damals gegen eine Wiederbewaffnung eintrat, war die SPD. Mädchenbildung und Friedenspolitik, das waren die zwei Themen, die mich existenziell betrafen und die ich in der SPD wiederfand. Als Mitglied des SPD-Bezirks Mittelrhein in Aachen ging ich daher in Würselen auf Parteiveranstaltungen, machte mich mit den Stadträten bekannt, war beliebt und gehörte fortan zu den sehr aktiven Parteimitgliedern im Bezirk.

Die späten 1960er Jahre waren eine reformerische bis umstürzlerische Zeit. Doch als 1968 die Studentenbewegung zu den großen Demonstrationen aufrief, lernte ich für die zweite Lehramtsprüfung, die nun im Mai anstand. Zur Prüfungskommission gehörten normalerweise drei Personen, bei meiner Prüfung waren es vier. Denn dieses Mal war Dr. Ruhkamp von der Regierung in Aachen persönlich dabei, um meinen Unterricht zu beurteilen. Natürlich war ich aufgeregt, ließ mir aber nichts anmerken. Nach zwei Stunden hörte ich aus der Prüfungskommission in der letzten Reihe: „Sie können aufhören!“ Ich war ganz schön irritiert. Dabei hatte ich den Eindruck, ganz guten Unterricht zu machen. Schließlich kam der erlösende Satz von Ruhkamp: „Wir haben gesehen, Sie können das. Dann sparen wir uns jetzt eine weitere Stunde.“ Alle Anspannung fiel von mir ab. Nun musste ich noch das staatsbürgerliche Gespräch

überstehen. Ich stritt darin mit Regierungsdirektor Ruhkamp über das preußische Dreiklassen-Wahlrecht. Er hatte Unrecht, ich hatte Recht.

Derselbe Dr. Ruhkamp war es, der mich im Herbst 1968 zu sich zitierte. Ich fragte mich, was er von mir wollte, überlegte, was ich falsch gemacht haben könnte, aber es fiel mir nichts ein. Dieses Gespräch mit Ruhkamp sollte sich schließlich entscheidend auf meine berufliche Entwicklung auswirken. Nach einer turbulenten politischen Zeit in der Landespolitik Nordrhein-Westfalens regierte die SPD. Die angekündigten Reformen betrafen auch die Bildungs- und Schulpolitik. Ruhkamp berichtete mir, dass die neue SPD-Regierung eine Veränderung im Lehrerbildungsgesetz verabschiedet hatte. Unter anderem müsse das Fachseminar Deutsch neu strukturiert werden. „Könnten Sie das machen?“, fragte er mich. Natürlich stimmte ich zu.

Selbstverständlich wollte ich die Reformen der neuen Landespolitik unterstützen. Es freute mich, in meinem Beruf einen Beitrag dazu leisten zu können. Fortan unterrichtete ich nur noch die halbe Stundenzahl. In der übrigen Zeit war ich im Re-

**Selbstverständlich  
wollte ich die Reformen  
der neuen Landespolitik  
unterstützen.**

gierungsbezirk unterwegs, besuchte Schulen und beurteilte den Unterricht von Lehramtsanwärterinnen und -anwärtern. Mit 27 Jahren konzipierte ich mein eigenes Seminar mit allem, was für den Deutschunterricht relevant war. Jeden Mittwoch war Seminartag, dabei besprach ich mit den angehenden Lehrerinnen und Lehrern Didaktik und Methodik des Deutschunterrichts und verteilte Unterrichtsthemen. Mein Gehalt betrug damals 850 Mark. Darauf war ich richtig stolz.

Jenseits des neuen Lehrerbildungsgesetzes gab es auch andere neue Bestimmungen, die den Schulalltag betrafen, etwa die Formulierungen in den Zeugnissen. So durften die Kopfnoten keine negativen Beurteilungen enthalten, auch wenn das Kind ein noch so „böser Finger“ war. Mir kommt bei dieser Regel immer ein Schüler aus Würselen in den Sinn, der von gut 200 Schultagen 120 schwänzte. Wenn er doch zur Schule kam, dann immer ganz fein und mit einem Begleiter, der ihm die Tasche trug. Sollte ich in sein Zeugnis hineinschreiben, was für ein super Typ er war, mit Unternehmer-Qualitäten, der sogar für sich arbeiten ließ? Ich trug den Fall auf der Lehrerkonferenz vor und schrieb schließlich: „Der Schüler war so selbständig, dass er selbständig entschied, wann er die Schule besuchte und wann nicht.“ So konnte sich jeder selbst denken, was das bedeuten mochte. Auch meine Kolleginnen und Kollegen in der Lehrerkonferenz waren der Meinung, dass das so richtig formuliert war. Die Persönlichkeit des betreffenden Schülers müsse ja zum Ausdruck kommen. Noch heute denke ich häufig darüber nach, ob eine solche Formulierung einem Kind schadet oder nicht.

Bei den Reformen im Schul- und Bildungswesen wurde die Frage „Gesamtschule oder gegliedertes Schulsystem“ heftig diskutiert. Während Nordrhein-Westfalen 1969 die Möglichkeit für die Gesamtschule schuf, schwört Bayern noch heute auf das gegliederte Schulsystem. Ich konnte mich in Nordrhein-Westfalen von der positiven Wirkung der Gesamtschule auf so manche Bildungsbiografie überzeugen. Es gibt Kinder, die im gegliederten Schulsystem in Bayern überhaupt keine Chance haben, weil sie einfach länger brauchen. Länger gemeinsam Lernen, das ist ja das Prinzip der Gesamtschule. Was für ein Gewinn, wenn man sich als Schülerin oder als Schüler später entscheiden kann, ob man weiterlernen oder lieber eine Ausbildung beginnen möchte. In Bayern spielt das Elternhaus bei den Bildungswegen von Kindern noch heute eine sehr große Rolle.

\*

In dieser bewegten Zeit Ende der 1960er Jahre standen Ludwig und ich schließlich vor einer großen Entscheidung, denn Ludwig hatte von seinem Chef ein attraktives Angebot erhalten.

Fritz Jaenecke hatte in den 1920er Jahren Architektur studiert und erste Berufserfahrung bei Hans Poelzig in Berlin gesammelt, einem Vertreter der Neuen Sachlichkeit. Von 1931 bis 1936 führte er ein Büro mit Egon Eiermann, der zum Beispiel die berühmte Hortenkachel erfand, mit der in ganz Deutschland die Kaufhäuser des Warenhauskonzerns Horten verkleidet waren. Mit seiner halbjüdischen Frau wanderte Jaenecke 1937 nach Malmö aus, und arbeitete dort als angestellter Architekt. 1943 gründete er sein eigenes Büro in Malmö, das 1950 mit Sten Samuelson fusionierte. Die beiden Architekten hatten mehrere Niederlassungen in Deutschland und in Schweden, bis sie sich 1970 wieder trennten.

In dem Aachener Büro waren ungefähr 150 Mitarbeiter angestellt. Von diesen wählte Fritz Jaenecke meinen Mann aus und bot ihm 1969 an, nach Schweden zu gehen und dort Auslandserfahrung zu sammeln, so überzeugt war er von Ludwigs Leistung als Architekt. Uns beiden gefiel dieser Plan. Ludwig war begeistert, schwedische Architektur und Innenarchitektur

**Statt in den Norden,  
gingen wir in den Süden,  
statt nach Malmö  
nach Regensburg.**

waren damals en vogue. Wir waren jung, hatten keine Kinder, warum also nicht? Doch je näher der Zeitpunkt rückte, zu dem wir uns entscheiden sollten, umso mehr begannen wir zu zweifeln. Meine Schwiegereltern waren allein, meine Mutter war allein. Schließlich trafen wir

eine Entscheidung: Statt in den Norden gingen wir in den Süden, statt nach Malmö nach Regensburg, zurück zu unseren Eltern.



*Mit Mutter und Schwiegereltern in Hemau beim Wandern, um 1970*



**Die Rettung  
der Regensburger  
Altstadt**



Einweihung Schwabens Brücke

In Aachen hatten sich mein Mann und ich ziemlich gut eingelebt und eingerichtet. Schade, dass wir Nordrhein-Westfalen nun verlassen mussten. Aber so hatten wir uns entschieden. Im Juni 1970, nach dem Ende des Schuljahrs, räumten wir unsere Wohnung und zogen um. Nach sechs Jahren Aachen sahen wir die Stadt unserer Kindheit und Jugend nun mit anderen Augen. Regensburg hatte sich verändert und wir uns auch. Als junge Leute hatten wir eine kleine Großstadt verlassen, die reicher an Geschichte war als an Gegenwart und Zukunft. Jetzt kamen wir als Paar mit Berufserfahrung und Urteilskraft zurück in eine Stadt, die mitfahren wollte im Karussell der Modernisierung.

**Jetzt kamen wir  
zurück in eine Stadt,  
die mitfahren wollte  
im Karussell der  
Modernisierung.**

Bei unserem Wegzug nach Aachen gab es noch die Straßenbahn. 1964 fuhr die letzte vom Hauptbahnhof über den Domplatz nach Stadtamhof und Reinhausen. Jetzt hatte man die Schienen aus dem Straßenbelag gerissen oder mit Asphalt übergossen. Das Auto war nun das vorrangige Fortbewegungsmittel. Wie viele andere Städte in der jungen Bundesrepublik rüstete sich auch Regensburg für den motorisierten Verkehr. Aber anders als viele Städte, die im Krieg großflächig zerstört worden waren, hatte die ehemalige mittelalterliche Reichsstadt das Glück, weitgehend unbeschadet davongekommen zu sein. Gleichzeitig rang sie mit der Verantwortung für dieses jahrhundertealte Erbe. Modernisierung und Stolz auf die Geschichte schienen nicht hundertprozentig zusammenzupassen. Bewahrer und Fortschrittsgläubige wetteiferten um das beste Zukunftskonzept für Regensburg im 20. Jahrhundert, einst römischer Stützpunkt, gegründet im Jahr 179 nach Christus.

Schon vor unserer Rückkehr nach Regensburg hatte ich mich bei der Regierung der Oberpfalz um eine Stelle als Lehrerin beworben.

„Wo kommen Sie denn her?“, fragte man mich.

„Aus Aachen.“

„Nordrhein-Westfalen? Keine Chance!“

„Ja, aber ich habe in Regensburg studiert.“

„Ja, dann können wir darüber reden.“

Mein Gesprächspartner prüfte seine Akten und bot mir schließlich eine Stelle an der Hans-Hermann-Schule im Regensburger Norden an, an der die Klassen eins bis neun unterrichtet wurden. Die Schule wurde 2016 wegen der NS-Vergangenheit des ursprünglichen Namensgebers umbenannt und heißt heute Willi-Ulfig-Schule, nach einem weit über die Region hinaus bekannten Regensburger Künstler.

### **Im September 1970 trat ich an der Isarstraße in Regensburg meine erste Stelle in Bayern an.**

Im September 1970 trat ich an der Isarstraße in Regensburg meine erste Stelle in Bayern an. Ich hatte große Freude an der Arbeit mit den Kindern, die anfangs etwas fremdelten.

Vielleicht lag das an meiner Sprache, denn den Regensburger Dialekt hatte ich weitgehend abgelegt, sodass auch die Eltern meiner Schülerinnen und Schüler mich für eine Zugereiste hielten. Klar, ich kam ja auch aus Aachen. In Regensburg arbeitete ich auch wieder als Ausbildungslehrerin und konnte damit weiterhin meiner großen Freude am Konzeptionellen nachgehen.



*Lehrerin in Regensburg, um 1975*

Mein Mann war nach unserer Rückkehr zunächst beim Architekturbüro Karl Schmid angestellt. Das Büro plante in dieser Zeit unter anderem das Regensburger Westbad. Nach zwei Jahren machte sich Ludwig selbstständig und richtete sein Büro im Dachgeschoss des Reihenhauses meiner Mutter in der Fichtelgebirgstraße mit Blick auf den Regensburger Dom St. Peter ein. Ludwig und ich hatten 1966 meiner Mutter geraten, sich dort am Fuße des Sallerner Bergs ein Reihenhaus zu kaufen. Sie folgte diesem Rat und wir bürgten für den Kredit, den sie dafür aufnahm. Sie hatte genügend Platz, als wir nach unserer Rückkehr bei ihr anklopften, und wir konnten uns für eine Übergangszeit bei ihr einquartieren. Schließlich fanden wir in der Alten Waldmünchener Straße – nicht weit entfernt vom Reihenhaus meiner Mutter – eine geräumige Drei-Zimmer-Wohnung. Das war nicht einfach gewesen. Wohnungsknappheit gab es immer, gerade in größeren Städten, aber wir hatten Glück. Die Baugenossenschaft Stadtamhof und Umgebung hatte gerade in der Alten Waldmünchener Straße neue Wohnungen fertiggestellt und wir bekamen eine im zweiten Stock.

Auch wenn wir uns gerne an unsere Jahre in Aachen erinnerten und vieles, was uns jetzt in Regensburg begegnete, mit Nordrhein-Westfalen verglichen, gefiel uns unser neues Leben. Es spielte sich im Stadtnorden ab, zwischen Reinhausen, der Alten Waldmünchener Straße, der Fichtelgebirgstraße und der Isarstraße. Viele Regensburgerinnen und Regensburger sind noch heute der Meinung, dass die Menschen südlich und nördlich der Donau mehr als nur ihre Adressen unterscheidet. „Über die Donau heiratet man nicht“, lautete ein Spruch. Mir war das völlig unwichtig. Im Gegenteil. Ich fühlte mich im Norden der Stadt wohl. Nach der Schule machte ich oft einen Abstecher zu meiner Mutter, wir aßen zusammen Mittag und ich genoss es dann, vom Dachfenster ihres Hauses auf die Domtürme schauen zu können.

### **Unser neues Leben spielte sich im Stadtnorden ab.**

Ludwig und ich planten nun auch, unserer gemeinsamen Freizeit etwas mehr Raum zu geben. Tennisspielen wäre fein, dachten wir uns und meldeten uns noch 1970 beim ESV 27 an, dem Eisenbahnersportverein im Stadtsüden. Der Verein hatte eine Tennisabteilung, rote Sandplätze und war gerade dabei, ein neues Vereinslokal einzurichten. Wir fanden das großartig. Gerne stifteten wir Tische und Stühle. Dabei blieb es dann allerdings. Danach gingen wir nie wieder hin, weder Ludwig noch ich. Bis heute zahle ich regelmäßig unseren Beitrag, obwohl wir dort kein einziges Mal Tennis spielten. So ist das mit den guten Vorsätzen, wenn sie einfach nicht zur Lebenswirklichkeit passen. Denn meine Tage waren erfüllt von meinem großen Engagement für Beruf und Kommunalpolitik.

Für mein politisches Engagement lag der SPD-Ortsverein Reinhausen, Sallern, Weichs gerade richtig. Dort stand die Wiege der bayerischen SPD, doch das erfuhr ich erst später: Am

### **Für mein politisches Engagement lag der SPD-Ortsverein Reinhausen, Sallern, Weichs gerade richtig.**

28. Juni 1892 kamen 70 Genossen aus 46 Orten in Bayern im Saal des ehemaligen Gasthauses Schrödl in Reinhausen zusammen und gründeten ihren Landes-

verband. Die Wahl fiel auf Regensburg, weil die Münchner und die Nürnberger dann etwa gleich weit zu fahren hatten. Doch weil der Regensburger Magistrat damals keine sozialdemokratischen Versammlungen zuließ, wichen die Delegierten nach Reinhausen aus, das damals noch eine selbstständige Gemeinde war. Reinhausen wurde erst 1924 nach Regensburg eingemeindet. 1892 verabschiedete die bayerische SPD ein Parteiprogramm, das in seinen wesentlichen Punkten bis 1912 gelten sollte. Unter anderem war darin bereits das Eintreten für ein allgemeines, gleiches, direktes und geheimes Wahlrecht für Männer und Frauen festgeschrieben worden, das deutschlandweit erst nach dem Ersten Weltkrieg eingeführt wurde. Als am 28. Juni 2022 anlässlich von 130 Jahren bayerische SPD eine kleine Feier vor diesem denkwürdigen Gebäude veranstaltet wurde, freute mich das, auch wenn man sich dort heute weniger mit anderen Menschen und eher mit Spielautomaten trifft. Ludwig hatte zum 100-jährigen Jubiläum 1992 eine Gedenktafel entworfen und an diesem Gebäude anbringen lassen. Im September 2022 gab es schließlich eine große Feier im Restaurant „Leerer Beutel“ mit Vertreterinnen und Vertretern der BayernSPD, darunter Florian von Brunn, Mitglied des Bayerischen Landtags und Vorsitzender der BayernSPD, sowie den Vertreterinnen der Friedrich-Ebert-Stiftung Bayern Simone Reperger und Eva Nagler. Die amtierende Regensburger Oberbürgermeisterin Gertrud Maltz-Schwarzfischer würdigte die erfolgreiche Geschichte der BayernSPD mit einem Grußwort.

Anfang der 1970er Jahre umfasste der SPD-Ortsverein Reinhausen die Regensburger Ortsteile Reinhausen, Sallern und Weichs. Er zählte damals mehr als 200 Mitglieder. Der Vorsitzende des Ortsvereins, Josef Burgau, war zugleich der SPD-Fraktionsvorsitzende im Regensburger Stadtrat. Auch sein Vater, der Schneider Michael Burgau, Namensgeber einer Straße in Regensburg, war SPD-Politiker gewesen. Unter anderem hatte er den Wahlkreis Niederbayern/Oberpfalz in der Weimarer Nationalversammlung vertreten. 1944 verhafteten ihn die Nationalsozialisten, doch er überlebte die menschenverachtenden Zustände im KZ Flossenbürg. Das Schicksal der Sozialdemokratie während des Nazi-Regimes war durch Michael Burgau und seinen Sohn Josef im Ortsverein Reinhausen sehr präsent. Wie in den meisten Verbänden oder Vereinen war auch im Ortsverein Reinhausen das Verhältnis zwischen Männern und Frauen nicht sehr ausgeglichen: drei Viertel Männer, ein Viertel Frauen. Ich erinnere mich an die Stadträtin Traudl Bogner, von 1960 bis 2002 Mitglied des Regensburger Stadtrats, und an

Luise Grenzner, damals Vorsitzende der Arbeiterwohlfahrt. Es gab nicht viele aktive Frauen im Ortsverein. Natürlich übernahm ich gerne Aufgaben und machte mich nützlich, wo ich nur konnte. Das beeindruckte Josef Burgau, der meine Arbeit schließlich so kommentierte: „Da schau her, die junge Lehrerin, die stellen wir gleich auf.“ Also stand mein Name 1972 auf der Kandidatenliste für den Regensburger Stadtrat an 11. Stelle. Bei der Wahl im Frühjahr 1972 wurde ich auf Platz 6 vorgehäufelt. Ich war ziemlich stolz auf meinen politischen Kampfgeist und meine Überzeugungskraft, die ich mir bei kommunalpolitischen Themen erworben hatte.

Das große Thema, das wir damals Sitzung für Sitzung bearbeiteten, hat bis heute nicht an Brisanz verloren: Autogerechte Stadt oder Verkehrsberuhigung? Entlang dieser Linie positionierten sich die politischen Lager

### **Das große Thema: Autogerechte Stadt oder Verkehrsberuhigung?**

in der Stadtgesellschaft und in der SPD. Ein Plan, der in Regensburg die autogerechte Stadt ermöglichen sollte, sah auf der Höhe von Eiserner Brücke, Donaumarkt und Neuem Rathaus eine vierspurige Brücke und Quasi-Stadtautobahn vor, die den Autoverkehr Richtung Süden führen sollte. Dieses Vorhaben war 1963 vom Stadtrat verabschiedet worden. Erste Schritte zu seiner Umsetzung waren bereits erfolgt. So waren den Eigentümerinnen und Eigentümern am Georgenplatz südlich der Eisernen Brücke, wo die sogenannte Bayerwaldbrücke gebaut werden sollte, ihre Häuser unter Androhung von Enteignung für wenig Geld abgetrotzt und schließlich abgerissen worden.

Als 1974 im Stadtrat über dieses sehr umstrittene Verkehrsprojekt abgestimmt wurde, votierten drei von der SPD und einer von der CSU dagegen. Eigentlich hatten wir uns immer an die Fraktionsdisziplin gehalten und uns bereits im Vorfeld geeinigt. Bei einigen Themen sah ich mich jedoch ausschließlich meinem Gewissen verpflichtet. Die sogenannte Brückenfrage gehörte dazu. Da war ich eisern und wich keinen Millimeter von meiner Meinung ab. Das Verkehrsprojekt für die autogerechte Stadt bekam meine Stimme nicht, auch wenn es der Großteil der Fraktion befürwortete. Allerdings war das Thema schon damals nicht mehrheitsfähig. Im Gegensatz zu den 1960er Jahren war in den 1970er Jahren die Wertschätzung der historischen Altstadt deutlich gewachsen.

Diese Entwicklung war auch der „Vereinigung Freunde der Altstadt Regensburg e. V.“ zu verdanken, die sich 1966 gegründet und den Schutz der Altstadt auf die Fahnen geschrieben hatte. Viele Jahre gehörten der Architekt Gerhard Sandner, genannt Zapf, und der Künstler Klaus Caspers wahrscheinlich zu den energischsten Verteidigern der Altstadt und waren die bekanntesten Vertreter der Altstadtfreunde. Der Verein wehrte sich vehement gegen die Verbreiterung von Straßen in der Altstadt zugunsten des motorisierten Verkehrs. Sie argumentierten:

„Der einzigartige Vorzug unserer Stadt ist ihr jahrhundertealtes, an Kunstschätzen aller Stilepochen so reiches Bauegefüge, das unzerstört aus dem Zweiten Weltkrieg hervorging.“ Ich teilte diese Haltung. Die geplante Bayerwaldbrücke wäre der Ruin der Altstadt, davon war ich überzeugt.

### **Die geplante Bayerwaldbrücke wäre der Ruin der Altstadt gewesen.**

1973 organisierten die Altstadtfreunde das erste Bürgerfest als „Fest von Bürgern für Bürger“. An einem verkehrsfreien Wochenende feierten Regensburgerinnen und Regensburger auf Straßen und Plätzen. Sie erkannten Schönheit, Lebensqualität und Vielfalt ihrer Stadt, lernten schätzen, was manch einer am Kneipentisch als „altes Graffl“ abgewertet hatte und der Abrissbirne preisgeben wollte.

Im selben Jahr – 1973 – schlossen sich Vertreter des städtischen Baureferats mit ihren Kollegen aus Bamberg und Lübeck zur Arbeitsgemeinschaft Historische Städte zusammen, um Erfahrungen in der Altstadtsanierung zu teilen und Prozesse modellhaft zu entwickeln. Sie folgten damit dem damaligen Oberbürgermeister Rudolf Schlichtinger, SPD-Politiker und von 1959 bis 1978 Oberbürgermeister von Regensburg, der folgende Prämisse formuliert hatte: „... das kostbare Erbe erhalten und mit behutsamer Hand den Bedürfnissen der Neuzeit anpassen“.

Als es jedoch um die vierspurige Bayerwaldbrücke durch die Regensburger Altstadt ging, hatte ich nicht den Eindruck, dass Oberbürgermeister Schlichtinger den Schutz der Altstadt im Blick hatte. Im Gegenteil, Schlichtinger war ein großer Befürworter dieses Plans. Ich schrieb ihm einen langen Brief, in dem ich darlegte, warum ich das Brückenbauprojekt ablehnte. Schließlich unterschrieben auch meine Stadtratskollegen, der Slawist und Übersetzer Walter Anness sowie der Sprachwissenschaftler Prof. Dr. Herbert Brekle. Wir waren die Jüngeren, Schlichtinger gehörte der älteren Generation an.

Wir drei, Anness, Brekle, Meier, kurz „ABM“, erarbeiteten auch einen Alternativvorschlag und rechneten vor, dass eine Donauquerung im Osten beim Kalkwerk wesentlich sinnvoller wäre, ebenso wie eine im Westen auf der Höhe von Kneiting. Die Befürworter der Bayerwaldbrücke entgegneten uns, dass für diese beiden Alternativen die Grundstücke fehlten. Heute wissen wir, dass die Schwabelweiser Brücke am 16. November 1981 dem Verkehr übergeben wurde und die Altstadt von Regensburg vor dem Verkehrsinfarkt bewahrt hat. Es ging also doch. Jedenfalls lieferten sich Befürworter und Gegner energische Debatten, in denen es nicht immer nur sachlich zuing. Wir Gegner mussten einiges aushalten.

Die Abstimmung im Stadtrat 1974 endete mit einer Pattsituation. In der stärksten Fraktion des Stadtrats, der SPD, fehlten die Stimmen von ABM. Statt 24 Befürwortern gab es nur 21. Auch der CSU mit etwa gleich vielen Mandaten fehlte eine Befürworterstimme, nämlich die von Rolf Sonntag, Apotheker und Inhaber der Regensburger Engel-Apotheke in der Tändlergasse.

Außerdem teilte Dr. Karl Pfluger von der Stadtratsliste der Evangelischen Bürgerschaft unsere Haltung.

Mein Parteikollege Walter Anness wurde nach diesem Debakel aus der Stadtratsfraktion ausgeschlossen. Brekle kam nicht mehr und gegen mich hatten sie wenig in der Hand. Immerhin war ich seit 1973 Parteivorsitzende.

Über diese heftige Auseinandersetzung berichtete sogar die überregionale Presse. Die Wochenzeitung Die Zeit titelte beispielsweise „Bataille um eine Brücke“ und am 29. März 1974 schrieb Zeit-Redakteur und Tatort-Autor

**Über diese heftige  
Auseinandersetzung  
berichtete sogar die  
überregionale Presse.**

Horst Bieber einen sehr ausführlichen Text zur Brücken-Lage in Regensburg. Schon sein erster Satz bringt die Sache auf den Punkt und streift die Generationenfrage: „Nach zwanzig Jahren Aufbau regen sich in der Bundesrepublik leise Zweifel, ob die Gleichung ‚Neu = Gut‘ wirklich immer ohne Rest aufgeht.“ Der Regensburger Stadtrat lieferte dem Autor Stoff für Polemik. Die Räte seien durchaus überzeugt vom Wert ihrer Altstadt. Immerhin handle es sich um die einzige frühmittelalterliche Großsiedlung nördlich der Alpen, „die (fast) alle Kriege unbeschadet überstanden hat. Dennoch sind die Regensburger Kommunalpolitiker auf dem besten Wege, ihre Altstadt zu zerstören – nicht vorsätzlich, nicht einmal fahrlässig, sondern – so hat es zumindest den Anschein – einfach, weil sie die Tragweite anstehender Entscheidungen nicht übersehen“, tadelt Bieber. Glücklicherweise wurde die Bayerwaldbrücke nicht gebaut und die Zerstörung der Altstadt durch den autogerechten Ausbau frühzeitig gestoppt. Das historische Erbe wurde schließlich zum größten Kapital der Stadt, der Tourismus ein nennenswerter Wirtschaftsfaktor.

Ich setzte meine politische Karriere fort, auch wenn ich mich manchmal missverstanden fühlte. Trotzdem konzentrierte ich mich im SPD-Ortsverein Reinhausen, Sallern, Weichs und im Stadtrat weiterhin auf Themen, die mir wichtig waren. Ich engagierte mich für ein gutes Leben in unserer Stadt und – ganz wichtig – einen demokratischen Zugang zu Bildung, den ich auch als Lehrerin vertrat. Ich war zur Parteivorsitzenden gewählt worden, weil ich fleißig war und gerne Arbeit übernahm, die eben zu tun war. Mein politisches Engagement war mir wichtig, ich trug Verantwortung und wollte gewählt werden. Trotzdem oder genau deshalb hatte ich in der Fraktion ein Hundeleben. Jeden Montag, wenn ich von den Fraktionssitzungen nach Hause kam, war mir zum Heulen zumute vor Wut und Unverständnis darüber, was in meinen Augen zum Schaden der Altstadt jeweils beschlossen wurde. Ein Faktionsmitglied, ein Arzt, der hinter dem Alten Rathaus praktizierte, nannte mich regelmäßig eine „Kramphenne“. Dazu kam, dass damals viele Männer in der Fraktion mit einer Frau an ihrer Spitze nicht besonders gut zurechtkamen.

## **Viele Männer in der Fraktion kamen mit der herausgehobenen Position einer Frau nicht gut zurecht.**

Regensburg Stadt und Land gewählt worden. Mein eigener Ortsverein hatte mich aber nicht zur Delegierten gewählt. Egal welche Vorschläge ich einbrachte, im Ortsverein oder in der Fraktion wurde ich geschnitten.

Die Einzige, die für die Kritikerinnen und Kritiker des Ausverkaufs der Altstadt arbeitete und damit auch für mich, war die Zeit. Ganz allmählich wandelten sich in der Öffentlichkeit das Bewusstsein für die Altstadt und die Wertschätzung des historischen Erbes. Die damalige sozialliberale Koalition im Bundestag hatte das Städtebauförderungsgesetz verabschiedet. Das brachte der Stadt Regensburg Zuschüsse für Sanierungen ein. In Bayern trat im Oktober 1973 das Landesdenkmalschutzgesetz in Kraft. In der Bundesrepublik war es eines der ersten und sehr erfolgreich. Das Bürgerfest wurde jetzt alle zwei Jahre gefeiert und zum festen Termin im Kalender der Stadt. Bauherren und Bauherrengemeinschaften wurden bei ihren Projekten unterstützt. Die Stadt sanierte eigene Gebäude, das Alte Rathaus, das Thon-Dittmer-Palais, zahlreiche Wohnhäuser und den Getreidespeicher „Leerer Beutel“. Schon seit den 1960er Jahren hatte es Bestrebungen gegeben, den „Leeren Beutel“, der als städtische Abstellkammer diente, instand zu setzen und für kulturelle Zwecke zu nutzen. Aus einem Ideen-Wettbewerb in den Jahren 1975/76 ging schließlich mein Mann als Sieger hervor und erhielt den Auftrag zur Sanierung des historischen Speichers.

Ludwig war längst mit seinem Büro aus der Dachkammer meiner Mutter in der Fichtelgebirgstraße ausgezogen. Seine Zeichentische standen schon seit einiger Zeit in der Richard-Wagner-Straße. Er hatte zwei Mitarbeiter, mehr waren es nie. Manchmal arbeiteten ihm Studenten zu. Im Grunde war es ihm am liebsten, wenn er selbst alles im Blick hatte und in aller Ruhe und konzentriert alleine entwerfen und planen konnte.

Der Getreidespeicher war die erste große Sanierung in Regensburg mit dem Anspruch, behindertengerecht zu sein. Bis dahin blieben die verwinkelten mittelalterlichen Gebäude in der Altstadt für Menschen mit Behinderung einfach unerreichbar. Ludwig war es ein besonderes Anliegen, das mehrgeschossige Gebäude, das zukünftig als Kulturzentrum genutzt werden sollte, bis unters Dach barrierefrei zu planen. Auf der anderen Seite wollte er die historische Bausubstanz komplett erhalten und alles sehr behutsam sanieren. Dieser Spagat gelang Ludwig. 1980 konnte eines der markantesten historischen Gebäude der Regensburger Altstadt der Öffentlichkeit übergeben werden. Es wurde die Adresse der städtischen Galerie, des Jazzclubs,

der Filmgalerie und eines Festsaals für wechselnde Veranstaltungen. Das Restaurant „Leerer Beutel“ im Souterrain führen Traudl und Winfried Freisleben noch heute. Ludwig und ich wurden bei ihnen Stammgäste. Wir trafen dort Bekannte aus Fraktion und Ortsvereinen oder Leute, die uns an verschiedenen Stationen unseres Lebens begegnet waren. Wir füllten den „Leeren Beutel“ mit schönen Erinnerungen. Leer war er für uns ganz und gar nicht.

In Regensburg entwickelte sich eine Expertise für Denkmalpflege und Stadtgeschichte. Ich glaube, diese Spannung zwischen Geschichte und Gegenwart ist es, die Regensburg nach wie vor ausmacht und eine besondere Anziehungskraft entfaltet, die alle Generationen schätzten und immer noch schätzen. Die Entwicklung der Stadt bis zu ihrer Ernennung zum UNESCO-Weltkulturerbe am 13. Juli 2006 gab uns Streiterinnen und Streitem für das wertvolle historische Erbe im Nachhinein recht. Die damaligen Pläne, Regensburg zur autogerechten Stadt umzubauen, hätten nicht nur die vierspurige Eiserne Brücke mit Ausläufern nach Norden und Süden, sondern auch eine verbreiterte Uferstraße an der Donau und hinter dem Rathaus eine Schneise nach Westen bis zum Weißerberggraben bedeutet. Das kann sich heute niemand mehr vorstellen.

In den Folgejahren verließen wir uns in der SPD-Fraktion des Stadtrats gerne auf die Fachkenntnisse der Altstadtfreunde, wenn es um die historische Altstadt ging. Sie verfügten über ein großes Netzwerk aus Historikern, Denkmalpflegern und interessierten Menschen, denen die behutsame Entwicklung der Stadt am Herzen lag. Gemeinsam mit den Altstadtfreunden berieten wir uns zu Fragen der Stadtplanung, luden externe Experten ein und erarbeiteten so einen kommunalpolitischen Leitfaden zum Umgang mit dem historischen Erbe unserer Stadt. Eines von vielen Themen, die dieser Leitfaden behandelte, war der geplante Abriss des Maximilianhotels. Während die Altstadtfreunde und immer größere Teile der SPD sich darin einig waren, die historische Altstadt zu erhalten, planten andere völlig losgelöst davon. So hegten Vertreter des Wasserwirtschaftsamts die Vorstellung, man könnte die Wöhrde, also die Donauinseln unterhalb der Steinernen Brücke, für den Hochwasserschutz als Überflutungsinseln nutzen. Sie formulierten diesen Plan öffentlich. Am Spitalgarten am Oberen Wöhrd sollte eine zwei Meter hohe Mauer errichtet werden. Den überwältigenden, ikonografischen Blick auf die Regensburger Altstadt gäbe es nicht mehr, wenn dieser Plan umgesetzt worden wäre. Bis ins Innenministerium hinein vertrat man die Mauerlösungen. Am verblüffendsten finde ich heute, dass eine Meinung mit so wenig Sinn für Menschen, Natur und Geschichte ungeschützt öffentlich formuliert werden konnte. Die Kritik dagegen bahnte sich allmählich ihren Weg. Erst als ich Oberbürgermeisterin war, wichen die Monsterlösungen einem Hochwasserschutz mit Augenmaß und Ausblick.



**SPD-Politik  
in der Stadt  
und auf dem Land**



W. Brecht  
May 79

In den 1970er Jahren verließ ich ein weiteres Mal die Parteilinie. Ich hielt Kompromisse innerhalb der Stadtratsfraktion stets für zielführend, aber in bestimmten Fällen musste ich ausscheren und meinem Gewissen folgen. Dieses Mal ging es nicht um eine Sachfrage, sondern um eine Personalie.

Die Bürgermeisterwahl stand bevor. Die Stadträte sollten ihre Stimmen abgeben und es war klar, dass Rudolf Schlichtinger, bereits seit 1959 Regensburgs Oberbürgermeister, 1972 wiedergewählt werden sollte. Zusätzlich ging es um den Zweiten und den Dritten Bürgermeister. Ich hegte keinen Zweifel daran, dass der bereits erwähnte Karl Pfluger von der Evangelischen Bürgerschaft Dritter Bürgermeister werden würde. Als SPD brauchten wir die Evangelische Bürgerschaft als Koalitionspartner. Außerdem stellte sich Albert Schmid zur Wahl, den der bereits zitierte Zeit-Redakteur Horst Bieber in seinem Text „Bataille über eine Brücke“ als jungen und karrierebewussten Sozialdemokraten beschrieben hatte und der für die vierspurige Bayerwaldbrücke stimmte. Albert Schmid, später Fraktionsvorsitzender der SPD im Bayerischen Landtag, nannte Hans Weber seinen politischen Ziehvater. Weber hätte ihn von der Mitgliedschaft in der SPD überzeugt, erzählte er. Allerdings hinderte ihn der Respekt vor seinem politischen Mentor nicht daran, sich 1972 als Konkurrent um das Bürgermeisteramt gegen Hans Weber aufstellen zu lassen. Schmid befand sich seinerzeit mitten in seinem Promotionsstudium. Hans Weber war 60 Jahre alt und wollte das Bürgermeisteramt noch ein paar Jahre ausüben, um etwa zur Mitte der Legislaturperiode aufzuhören. Dann könnte Albert Schmid übernehmen, der so noch genügend Zeit hätte, sich vorzustellen und bekannter zu werden, meinte Weber. Seit 1961 war der SPD-Mann und gelernte Nachrichtentechniker Zweiter Bürgermeister. Während des Nationalsozialismus war er zusammen mit seiner Verlobten Martha und den Schwiegereltern Lina und Alfons Bayerer – Landtagsabgeordneter von 1919 bis 1933 – wegen der Verbreitung illegaler Zeitschriften von der Tschechoslowakei aus verhaftet und zu einer Gefängnisstrafe verurteilt worden und zeitweise im berüchtigten Emslandlager Aschendorfermoor inhaftiert.

**Ich war der Meinung, wenn jemand so lange für die SPD geradestand, konnte man ihn doch nicht einfach wegen eines Jüngeren abservieren.**

Innerhalb der Fraktion wurde ausgiebig diskutiert, ob man für Schmid oder Weber stimmen sollte. Am Ende sprachen die Mehrheitsverhältnisse für Weber. Zufällig gehörte ich zu denen, die die Stimmzettel auszählten. Ich kannte die Handschriften meiner Fraktionskollegen und sah, dass einige von denen, die zuvor überzeugend mitge-

teilt hatten, für Hans Weber zu stimmen, dann doch Albert Schmid gewählt hatten. Vielleicht fürchteten sie um irgendein Mandat, vielleicht um irgendeinen anderen persönlichen Vorteil. Ich war jedenfalls zutiefst enttäuscht. Leider erlebte ich ein solches Verhalten in parteipolitischen Zusammenhängen immer wieder, also genau dort, wo es für mich um tiefe, ehrliche Überzeugung ging. Schließlich wurde Albert Schmid Zweiter Bürgermeister von Regensburg. Hans Weber unterlag. Auch wenn es ihm sicher nicht leichtfiel, zeigte er sich Schmid gegenüber solidarisch. Sichtlich verletzt erlebte ich jedoch Martha Weber. Sie nahm die Niederlage ihres Mannes persönlich. Auch in Bezug auf seine politische Geschichte war das Paar eng miteinander verbunden.

Albert Schmid war eine Legislaturperiode lang Bürgermeister. Rudolf Schlichtinger wollte ihn als seinen Nachfolger aufbauen. Doch dieser Plan ging nicht auf. Nach einer langen Oberbürgermeister-Ära steht Wählerinnen und Wählern oft der Sinn nach einer ganz anderen Stadtregierung. Jedenfalls folgte auf 18 Jahre Rudolf Schlichtinger an der Stadtspitze der CSU-Politiker Friedrich Viehbacher – wieder zwei Legislaturperioden lang.

Nach der verlorenen Oberbürgermeisterwahl wurde Albert Schmid verbeamteter Staatssekretär im Wohnungsbauministerium in Bonn. Jahrelang hörte ich nichts von ihm. 1982 rief er mich als Parteivorsitzende für den Unterbezirk Regensburg Stadt und Land an. Er wollte für den Bundestag kandidieren. Ich entgegnete ihm, dass wir da schon jemanden hätten, der sich in der Partei stark engagierte. Auf der Aufstellungskonferenz mit der zentralen Frage „Wer wird Bundestagskandidat für Regensburg?“ hatten wir uns im Unterbezirksvorstand auf Walter Annuß als unseren Kandidaten geeinigt. Er sollte dem Regensburger Hans Lautenschlager nachfolgen, der uns bis 1976 im Deutschen Bundestag vertreten hatte. Doch auch dieses Mal war die vorherige Einigung nichts mehr wert, als Albert Schmid auftauchte. Natürlich hatten wir mit unseren Delegierten gesprochen, argumentiert und uns mehrheitlich auf Walter Annuß verständigt. Bei der Abstimmung jedoch vereinigte wieder Albert Schmid die Mehrheit auf sich. So wurde Schmid damals Bundestagsabgeordneter.

Als Vorsitzende des SPD-Unterbezirks hielt ich in den Gemeinden und Städten des Wahlbezirks regelmäßig Versammlungen ab. Als Parteivorsitzende und Landtagsabgeordnete erklärte ich

Bürgerinnen und Bürgern politische Entscheidungsprozesse und Hintergründe. Das Interesse an diesen Zusammenkünften war groß, die Säle meistens voll und es erschienen bei weitem nicht nur SPD-Wählerinnen und -Wähler. Die Leute waren hungrig nach Informationen über politische Themen. Zu der Zeit steckte der Informationskanal Fernsehen noch in den Kinderschuhen und Zusammenhänge wurden dort nicht ausführlich genug erklärt.

## **Ich sprach in Wirtshäusern, Turnhallen und Gemeindezentren.**

Auf den SPD-Versammlungen sprach ich auch über europapolitische Themen. Dazu gehörten die Helsinki-Verträge, die im August 1975 ratifiziert und mit denen die Grenzen etwa von Tschechien und Polen anerkannt wurden. Die SPD trat federführend für die sogenannte Schlussakte von Helsinki ein und warb bei den Bürgerinnen und Bürgern dafür, revanchistische Bestrebungen endgültig zu beenden. Über die Helsinki-Verträge wurde kontrovers diskutiert. Die CSU ging gegen die endgültige Anerkennung der Ostgrenzen sogar gerichtlich vor. Deshalb wäre ich ohne klare und deutliche Argumentation und Kommunikation auf diesen Versammlungen im Kreuzfeuer der Kritik untergegangen. Manchmal wurde ich sehr unangenehm in die Ecke gedrängt, fand aber immer wieder gute Gründe für die Helsinki-Verträge und gegen revanchistische Positionen. Durch die Schlussakte von Helsinki erreichte die Ostpolitik der Bundesrepublik Deutschland eine neue Ebene. Sie war die Voraussetzung für die Entspannungspolitik der 1970er Jahre, die maßgeblich mit dem damaligen Bundeskanzler Willy Brandt verknüpft ist.

Meine Arbeit als Unterbezirkvorsitzende begann mehr oder weniger bei null, oder sagen wir bei neun Prozent. So viele Stimmen hatte die SPD im Landkreis Regensburg in den Jahren 1974/75. Im Grunde existierte eine Landkreis-SPD gar nicht, es gab nur sehr wenige Ortsvereine. Meine Mitstreiter und ich zogen an den Wochenenden werbend durch die Dörfer, durch Mangolding, Mintraching und wie sie alle hießen. Holzheim am Forst war so konservativ, dass wir für unsere Versammlung nicht einmal ein Nebenzimmer in einem Wirtshaus reservieren konnten. Walter Anuss war dabei, der Jurist und spätere SPD-Landtagsabgeordnete Jochen Wahnschaffe und Karl Kefes, Betriebsrat bei Siemens. Ganz allmählich und in winzigen Schritten bauten wir in den Umlandgemeinden Ortsvereine auf. Zwar gab es immer wieder Leute, die wir für unsere Sache begeistern und überzeugen konnten, entscheidend war jedoch, dass sie sich langfristig für SPD-Positionen einsetzten.

Auch bei der Arbeit im SPD-Unterbezirk Regensburg kam es zu Konflikten. Ich erinnere mich an den Bürgermeister von Laaber. Josef Schreiner, genannt Sepp, war eine Institution, Polizist und viele Jahre örtlicher SPD-Bürgermeister. Beliebt war er vor allem wegen seiner pragmatischen Art, Probleme im Marktrat zu lösen. Meine Ideen gefielen ihm weniger. Sie waren ihm zu fortschrittlich. Einmal drohte er mir: „Wenn du so weitermachst, dann kandidiere

ich gegen dich.“ Mir war das egal, ich war in diesen Dingen ziemlich gelassen. Es ging mir tatsächlich um die Sache und nicht um das Amt. Immer wieder irritierte ich meine männlichen Mitstreiter mit dieser Haltung.

Im Landkreis Regensburg gab es in den 1970er Jahren zahlreiche Gemeinden, in denen zu einem sehr hohen Prozentsatz CSU gewählt wurde. Als Rednerin für die SPD hatte ich da kaum eine Chance. Als wir beispielsweise in Kiefenholz bei Wörth an der Donau Flugblätter verteilen wollten, wohl wissend, dass der Wörther CSU-Bürgermeister aus Kiefenholz stammte, wurden Hunde auf uns gehetzt. Uns blieb nichts anderes übrig, als unsere Flugblätter ein Dorf weiter zu verteilen.

Eine der skurrilsten Begegnungen hatte ich bei einer Versammlung in Aichkirchen bei Hemau. Helmut Lang, ein treuer Genosse und Vorsitzender dieses SPD-Ortsvereins, hatte mich um eine Versammlung dort gebeten. Als ich ihn fragte, warum gerade in Aichkirchen, antwortete er mir, das sei das schwärzeste Dorf im ganzen Landkreis: „Wir kriegen da auch kein Wirtshaus, in dem wir die Versammlung abhalten können, aber wir können uns im Wohnzimmer der Wirtin treffen. Würdest du kommen?“ Was blieb mir anderes übrig als zuzusagen. Schließlich stand ich zum vereinbarten Termin in einem großen Wohnzimmer ungefähr 60 Männern gegenüber, denen es fast ausschließlich darum ging, „das Wei“ – also die Frau – zu sehen. Eine politische Rednerin war ein Novum in Aichkirchen, eine Sensation. Unterstützt von Helmut Lang, ließ ich mich trotz allem nicht von meinen Inhalten abbringen. Um acht Uhr abends fingen wir an und um zehn lief die Diskussion noch immer. Die Stimmung war gut, doch um halb elf fand ich, wir müssten zum Ende kommen. Die CSU-nahen Männer versuchten immer wieder, meine Positionen auseinanderzunehmen, gaben Kontra und wollten im Grunde nur, dass ich bleibe. Gegen Mitternacht löste sich die große Runde langsam auf. Bei der nächsten Wahl stiegen die Stimmen für die SPD in Aichkirchen um 100 Prozent: von einer auf zwei Stimmen!

### **Mein Mann trat 1972 in die SPD ein und unterstützte meine Arbeit in der Partei.**

Ich war jetzt Anfang 30, hatte keine Kinder und neben meinem Beruf als Lehrerin war meine große Leidenschaft die Politik. Während der Woche forderte mich mein Beruf und an den Wochenenden hielt ich politische Veranstaltungen ab. Mein Mann trat 1972 in die SPD ein und unterstützte meine Arbeit in der Partei. Im Wahlkampf verteilte er Flugblätter, nachts plakatierte er und engagierte sich auch sonst auf Veranstaltungen für die Sache der SPD. Meine Mutter war nach wie vor Angestellte bei der Eisenbahngewerkschaft und auch sie half mir bei der Parteiarbeit. Regelmäßig saßen wir zusammen, falteten Briefe, kuvertierten und verschickten sie. So wurde die Politik zum Familienthema zwischen meinem Mann, meiner Mutter und mir.



*Vorstandswahlen beim SPD-Unterbezirk Regensburg, 1985, mit im Bild: Peter Heigl, Jochen Wahnschaffe, Walter Anness, Walter Götz, Birgit Rueß, Hans Holler, Achim Werner*

Meine Schwiegereltern waren deutlich schwieriger von den Positionen der SPD zu überzeugen. Beide kamen aus konservativen Familien und wählten CSU, sie gingen regelmäßig in die Kirche und meine Schwiegermutter putzte ehrenamtlich für die Gemeinde. Bei ihnen geriet ich mit meiner Überzeugungsarbeit an meine Grenzen, aber immerhin standen sie letztlich der SPD nicht mehr so abweisend gegenüber.

Meine Mutter war nicht mehr die Jüngste. 1972 feierten wir ihren 60. Geburtstag. Nach wie vor steckte sie zu meiner großen Freude voller Energie. Allmählich machte ich mir jedoch Gedanken darüber, wie es werden würde, wenn sie nicht mehr zur Arbeit ginge. Ihre Verrentung mit 65 Jahren rückte näher. Stets war meine Mutter auf die Familie bezogen, auf die vielen Geschwister und ihre eigenen Kinder. Freundinnen hatte sie wenige. Doch ich war davon überzeugt, dass sie jetzt die Gesellschaft Gleichaltriger gut gebrauchen könnte. Dafür wollte ich kein Ersatz sein. Da kam mir die Idee, sie für eine Reise mit dem BLLV anzumelden. Bereits 1951 hatte sich dieser Berufsverband vom Bayerischen Lehrerverband in „Bayerischer Lehrer- und Lehrerinnenverband“ umbenannt, da zu der Zeit immerhin 28 Prozent seiner Mitglieder Frauen waren. Freudig nahm meine Mutter, die ja selbst einmal Lehrerin werden wollte, das Geschenk an und ich war sehr gespannt darauf, was sie nach ihrer Rückkehr berichten

würde. – Sie war begeistert. Es gefiel ihr so gut, dass sie Stammgast auf diesen Fahrten wurde. Diese Reisen führten in viele europäische Länder, ihr geistiger Horizont weitete sich. Sie blühte auf und wollte die Freundschaften, die sie dort schloss, nicht mehr missen. Wo sie konnte, fuhr sie mit, bis sie 90 Jahre zählte. Schließlich kam sie in ihrem Leben weiter herum als ich. Ich war stolz auf meine Mutter. Sie machte nach vielen Jahren Arbeit das Beste aus ihrem Leben.



*Am 29. September 1978 besuchte Bundeskanzler Helmut Schmidt Regensburg ...*



*... und im Mai 1979 kam Willy Brandt, mit im Bild Gerhard Schmid.*

**Beste Aussicht**



*Ludwig und ich in unserem Garten am Sallerner Berg, um 1985*

Bereits in den 1960er Jahren hatte sich herumgesprochen, dass am Sallerner Berg ein Baugebiet ausgewiesen werden sollte. Ludwig und ich gingen dort oft spazieren und regelmäßig sagte mein Mann zu mir: „Das wäre doch eine schöne Aussicht.“ Recht hatte er. Also bewarben wir uns bei der Stadt um eines der Grundstücke. Allerdings sollte es noch gut zehn Jahre dauern, bis der dazugehörige Bebauungsplan verabschiedet wurde. Außerdem wollten die drei Bauern, denen die Flächen gehörten, lange nicht verkaufen, obwohl diese landwirtschaftlich nur sehr schwer zu bearbeiten waren. Man erzählte sich, dass sie der Stadt die Äcker bereits in den 1950er Jahren für 55 Pfennig pro Quadratmeter angeboten hätten, der damalige Leiter des Liegenschaftsamtes aber nur 50 Pfennig zahlen wollte. Als wir unser Grundstück Ende der 1970er Jahre kauften, kostete der Quadratmeter schon 85 Mark. Heute bringt er über tausend Euro.

### **Also bewarben wir uns bei der Stadt um eines der Grundstücke.**

Der Südhang des Sallerner Berges war in den 1970er Jahren eine der attraktivsten Lagen in Regensburg und der Blick auf die Altstadt einer der schönsten, den wir uns vorstellen konnten. Außerdem lag die Harzstraße nicht weit entfernt von der Fichtelgebirgstraße, in der meine Mutter seit 1966 lebte.

Ludwig und ich hatten keine Eile mit dem Bau unseres Wohnhauses. Wir lebten in der Alten Waldmünchener Straße zwischen Regen und Sallerner Berg schön und geräumig. Mir hätte unsere Drei-Zimmer-Wohnung völlig genügt, doch hatte ich großes Verständnis für Ludwigs Ehrgeiz als Architekt und Innenarchitekt. Selbstverständlich wollte er ein eigenes Haus planen und gestalten. Und es sollte etwas Besonderes werden. Der Bebauungsplan sah flache Bungalows vor. Niemand sollte dem anderen die Sicht nehmen und möglichst viele Häuser am Hang sollten von diesem außergewöhnlichen Blick profitieren. Die Planung unseres zukünftigen Domizils machte Ludwig unendlich große Freude. Ich weiß nicht, wie viele Entwürfe er zeichnete und sicher besprach er nicht alle mit mir. Erst stellte er sich ein rundes Haus vor, dann ein japanisches ... Das Ergebnis seiner Ideen war schließlich unser Haus, in das wir im März 1982 einzogen.

Den Planungsprozess hatte ich ganz und gar Ludwig überlassen. Mir war völlig klar, dass es kontraproduktiv sein würde, mich da einzumischen. Er wusste, was ich mir wünschte. Schön musste unser neues Haus sein und ein Arbeitszimmer für mich haben. Ich war ja Lehrerin und

seit dem 30. Oktober 1978 Mitglied im Bayerischen Landtag. Da kann man eigentlich davon ausgehen, dass man ein Arbeitszimmer braucht. Dafür gab es damals sogar eine steuerliche Förderung, die in meinem Fall jedoch nicht anerkannt wurde. Ich ging in Berufung. Die Sache landete schließlich beim zuständigen Staatssekretär im Innenministerium. Dort bekam ich Recht. In der Zwischenzeit hatte mein Mann allerdings schon alles umgeplant. Im Nachhinein hatte ich den Eindruck, dass jemand mich hatte ärgern wollen. Die ganze Sache zeugte meiner Meinung nach von einem höchst zweifelhaften Rechtsverständnis.

Während der Bauphase glich das Gelände um unser Haus einer Wüste. Als wir eingezogen waren, ließen wir den Garten nach unseren Wünschen anlegen. Ich wünschte mir einen

### **Ich wünschte mir einen Tulpenbaum.**

Tulpenbaum. Ich weiß nicht mehr, wo mir die exotische und dekorative Pflanze zum ersten Mal aufgefallen war. Lange bevor wir ihn schließlich pflanzten, stellte ich ihn mir in unserem eigenen Garten vor. Ein paar Jahre lang erfreute ich mich an seinen orangefarbenen Blüten, bis der Baum schließlich über sich und unser Haus hinauswuchs. Ich musste einsehen, dass sich ein Tulpenbaum eher für weitläufige Parks eignet und weniger für unseren kleinen, kaum 700 Quadratmeter großen Hausgarten. Wir fällten ihn und pflanzten kleinere Sträucher an seine Stelle.

Auch Ludwig erfüllte sich einen Gartentraum. Er ließ einen Teich anlegen, den er mit Goldorfen und anderen Fischen bestückte. An seinem tiefsten Punkt maß der Teich 1,40 Meter. Dorthin zogen sich die Fische bei Frost zurück, damit sie nicht erfroren. Ludwig hatte mit seinen Fischen viel Freude und sie mit ihm. Voller Zutrauen ließen sie sich von ihm hochheben und fraßen ihm aus der Hand. Sie lebten sehr zufrieden in unserem Teich, fürchteten sich vor nichts und hatten nur einen natürlichen Feind: die Katzen aus der Nachbarschaft. Regelmäßig holten sie sich einen Leckerbissen aus unserem Teich, bis nach drei oder vier Jahren kein einziger Fisch mehr übrig war.

Ludwig und ich freuten uns zwar über Pflanzen und Tiere, hielten uns gerne in ihrer Nähe auf, doch die Gartenarbeit zählte nicht zu unserer Lieblingsbeschäftigung. Eine Zeit lang kümmerten sich meine Schwiegereltern um den Garten, die in unserer Einliegerwohnung lebten.

In diesem Haus an der Harzstraße wohne ich jetzt seit 40 Jahren. Man geht oben hinein in einen Wohnraum mit Galerie. Von hier aus gelangt man in das Arbeitszimmer, die Küche und den Schlafbereich. Über die untere Ebene erreicht man die Terrasse und den Garten. Dieses Haus ist ein sehr persönlicher Ausdruck von Ludwigs gestalterischer Sprache. Obwohl mein Mann 2014 sehr unerwartet verstarb, lebt ein Teil von ihm in diesem Haus weiter und ebenso in den Möbeln, die er dafür entwarf.

**Im  
Bayerischen  
Landtag**

**Christa Meißner**  
*in den Landtag*

**Sichere Arbeitsplätze  
für Regensburg**

Die bayerische  
**SPD**



*Plakatieren für den Landtag*

Als 1978 die Landtagswahlen anstanden, kandidierte ich für den Wahlkreis Oberpfalz. Bis dahin hatte Alfons Schneider aus Regensburg das Mandat inne. Er war nach dem Tod seiner Eltern im Waisenhaus aufgewachsen, hatte trotzdem das Gymnasium besucht und war nach dem Abitur 1942 zur Wehrmacht einberufen worden. Als er aus der amerikanischen Gefangenschaft zurückgekehrt war, begann Schneider ein Lehramtsstudium und wurde Lehrer in Regensburg. Alfons Schneider war Mitglied der SPD-Fraktion und seit 1970 Mitglied des Bayerischen Landtags, arbeitete nebenberuflich an der Berufsschule, war Vorsitzender des Volksbildungsvereins und Bezirksvorsitzender des Bayerischen Lehrer- und Lehrerinnenverbandes (BLLV). Daher kannten wir uns. Irgendwann im Laufe des Jahres 1974 vertraute mir Schneider an, dass er sich 1978 nicht mehr aufstellen lassen wolle. Für mich war zuvor völlig klar gewesen, dass ich nicht gegen ihn antreten würde. Wenn er allerdings nicht mehr kandidierte, war das etwas anderes. Es reichte Schneiders kleiner Wink, um mich zu überzeugen.



*Beim BLLV-Bezirksausschuss Oberpfalz, um 1975*



*Bei einer Sitzung der SPD-Landtagsfraktion*

### **Ich begriff meine Kandidatur für den Landtag als Chance und hängte mich richtig rein.**

Ich wollte gewinnen und setzte alles auf eine Karte. Zum Schuljahr 1978/79 ließ ich mich auf eigene Kosten beurlauben. Ich sprach auf Veranstaltungen, diskutierte in der Regensburger Fußgängerzone und stellte mich den Menschen vor. Schließlich reichten die Stimmen auf der Oberpfalz-Liste und ich zog am 30. Oktober in den Landtag ein. Bayerischer Ministerpräsident wurde Franz Josef Strauß. Allerdings hatte die SPD-Fraktion im Landtag im Vergleich zu heute mit über 70 Mitgliedern ein stattliches Gewicht, trotz der von Strauß stark CSU-geprägten Politik.

Bei der Kandidatur war es mir nicht um das Mandat gegangen. Der Landtag war nicht mein politisches Ziel. Mir ging es um die politischen Inhalte, die ich so besser vertreten konnte. Allen voran lag mir die Bildungspolitik am Herzen. Meine Themen deckten sich zum großen Teil mit den Fragen, die der SPD-Landespolitik wichtig waren, und so wählten mich meine Genossinnen und Genossen zur stellvertretenden Landesvorsitzenden der bayerischen SPD und damit zur ersten Frau in diesem Amt. Für die Zeit meines Landtagsmandats wurde ich vom Schuldienst freigestellt, um meine Aufgaben als Politikerin zu erfüllen.

Ich begriff meine Kandidatur für den Landtag als Chance und hängte mich richtig rein, obwohl Rudolf Schlichtinger, damals Oberbürgermeister von Regensburg, jemanden anderen als Schneiders Nachfolger vorgesehen hatte.

Neben bildungspolitischen Themen interessierten mich insbesondere umweltpolitische Fragen, die zusehends an Bedeutung gewannen. Bereits 1977 fasste die Regensburger SPD unter meinem Vorsitz einen Beschluss für den Ausstieg aus der Kernenergie und gegen die Technologie der Wiederaufbereitung. 1980 gründeten sich Die Grünen. Aus der Oberpfalz kommend, brachte ich mich in die heftigen Auseinandersetzungen um die geplante Wiederaufarbeitungsanlage für atomare Kernbrennstoffe (WAA) in Wackersdorf bei Schwandorf ein. Jährlich sollten dort 500 Tonnen abgebrannter Kernbrennstoff wiederaufbereitet werden. Während Franz Josef Strauß die Atomfabrik mit einer Fahrradspeichenfabrik verglich und so bagatellierte, formierte sich Widerstand in den Dörfern rund um das Gelände für die geplante WAA. Auch der Landrat von Schwandorf, der SPD-Mann Hans Schuierer, versprach sich zunächst von der geplanten WAA einen wirtschaftlichen Aufschwung. Denn kurz zuvor hatten die größten Arbeitgeber in der Region, die Bayerische Braunkohlen-Industrie und das Stahl-Eisenwerk in Maxhütte-Haidhof, ihre Werkstore schließen müssen. Selbstverständlich spitzte er die Ohren, als es um die vermeintlich saubere, sehr moderne Industrieanlage ging. Doch bald war klar, dass es sich dabei um eine für Mensch und Umwelt schädliche Technologie handelte, der wir als SPD auf regionaler wie auf Landesebene keinen Raum geben wollten.

**Neben bildungspolitischen  
Themen interessierten  
mich insbesondere  
umweltpolitische Fragen.**



*Zwei entschiedene Gegner der WAA – mit dem Schwandorfer Landrat Hans Schuierer, um 1985*



*Frauen am Bauzaun – Genosse Franz Schindler, damals Vorsitzender des SPD-Bezirks Oberpfalz, begleitete uns zur hermetisch abgeriegelten Baustelle WAA, um 1985.*



*Im Januar 1986 bei der Räumung des Hüttendorfs, das WAA-Gegner in der Nähe des Bauzauns errichtet hatten. Neben mir Hubert Weinzierl, der damals Vorsitzender des Bund Naturschutz in Bayern e. V. war.*

In unzähligen Gesprächen und Veranstaltungen wies ich auf die Gefahren hin. Ich schloss mich den Kritikerinnen und Kritikern an, die sich Sonntag für Sonntag an einem Marterl in der Nähe der geplanten WAA verabredet hatten, und traf dort Genossinnen und Genossen aus Schwandorf oder Burglengenfeld.

Regelmäßig wurde ich auf der Fahrt mit dem Auto dorthin kontrolliert. Ich erinnere mich an einen Dreikönigstag, als die Polizei Hunde auf uns hetzte. Um den Widerstand zu brechen, wurden am Bauzaun in Wackersdorf Polizisten aus anderen Bundesländern eingesetzt, damit sie sich leichter von der Bevölkerung distanzieren konnten.

Was ich in Wackersdorf erlebt habe, war in hohem Maße surreal, doch hielt mich nicht einmal ein gebrochener Arm davon ab, weiterhin jeden Sonntag gegen das Vorhaben zu demonstrieren. Nach fast einem Jahrzehnt des Widerstands beerdigte 1989 die Betreibergesellschaft DWK, die Deutsche Gesellschaft für die Wiederaufarbeitung von Kernbrennstoffen, ihr Projekt in Wackersdorf wegen Unrentabilität.

Da mich umweltpolitische Fragen interessierten, bewarb ich mich im Landtag für den Umweltausschuss. In der Fraktion vertrat man allerdings die Ansicht, dass ich aufgrund meines Berufs besser in den „Kulturpolitischen Ausschuss“, den sogenannten KuPo, gehen sollte. Sein Themenspektrum war riesig. Es fing bei den Kindergärten an und reichte über alle Schularten, also Grundschulen, Hauptschulen, Realschulen, Gymnasien, Hochschulen, Universitäten, und Bildungseinrichtungen wie Theater, Volkshochschulen und Museen bis hin zu Fragen der Denkmalpflege. Dazu kamen Jugend, Sport und Medien. Diese Themenvielfalt war faszinierend, brachte aber sehr viel Arbeit mit sich, zumal sich nur ein einziger Ausschuss mit ihnen befasste. Heute gibt es den Kulturpolitischen Ausschuss und den Bildungspolitischen Ausschuss.



*Besuch in Wackersdorf 1986 mit Karl-Heinz Hiersemann und Hans Schuierer*



*Mit führenden Köpfen der bayerischen SPD – Max von Heckel, Rudolf Schöfberger und Karl-Heinz Hiersemann, um 1985*

In den 1980er Jahren wurde für Bayern ein neues Erziehungs- und Unterrichtsgesetz erarbeitet, das die gesamte Erziehungspolitik neuordnen sollte. Es ging um die Rechte und Pflichten von Eltern, Schülerinnen und Schülern sowie Elternvertretern mit weitreichenden Folgen für alle Beteiligten. Als SPD formulierten wir ein eigenes Gesetz als Gegenentwurf. Zwar wussten wir, dass es keine Aussicht auf Erfolg hatte, aber wir wollten zumindest ein Zeichen setzen und zeigen, dass es auch anders ginge. Auch mit den anderen Themen, die auf meinem Schreibtisch landeten, beschäftigte ich mich intensiv und arbeitete mich in die einzelnen Fachgebiete sorgfältig ein. Oberflächliches Querlesen kam für mich nicht infrage.

Bereits eine Legislaturperiode später wurde ich Vorsitzende des KuPo und trat damit die Nachfolge von Anton Hochleitner aus Passau an. Er war von 1962 bis 1982 Mitglied des Bayerischen Landtags und bei seinem Ausscheiden erst 55 Jahre alt. Auch er war Lehrer und es zog ihn wieder in die Schule oder zumindest in ihre Nähe. Er wurde Schulamtsdirektor in Passau.

**Als Vorsitzende des Kulturpolitischen Ausschusses war ich 1982 die erste Frau, die einen Ausschuss im Bayerischen Landtag leitete.**

Als Vorsitzende des Kulturpolitischen Ausschusses war ich 1982 die erste Frau, die einen Ausschuss im Bayerischen Landtag leitete. Ich war Ansprechpartnerin für ungefähr 170 Verbände

und Vereine, hatte also gut zu tun. Allein meine Vorstellungsrunde dauerte einige Zeit. Wie bereits als ganz normale Landtagsabgeordnete befasste ich mich auch als Vorsitzende des KuPo intensiv mit Bürgereingaben. Das waren die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Ministerien nicht gewohnt und sie reagierten zunächst befremdet. Die Petitionen, mit denen ich mich beschäftigte, konnten nicht so einfach abgeschmettert werden. Wenn eine Bürgereingabe rasch zu den Akten gelegt werden sollte, intervenierte ich regelmäßig und wies auf den einen oder anderen Aspekt hin, der bearbeitet werden müsste. Einmal ging es um die Anerkennung eines finnischen Studienabschlusses. Vonseiten des Kultusministeriums hieß es, dass man keinen geeigneten Übersetzer hätte und der Fall damit nicht behandelt werden könnte. Natürlich widersprach ich vehement und die Sache wurde erörtert.

Von 1970 bis 1986 war Hans Maier bayerischer Kultusminister – 16 Jahre lang. Ich verstand mich gut mit ihm. In seinen ersten Jahren als Minister war er weder Mitglied des Landtags noch der CSU. Als studierter Politikwissenschaftler vertrat er zu vielen politischen Themen eine dezidiert sachliche Position. Auch mir ging es um die Sache und ich versuchte, mich im politischen Abwägungsprozess nicht von allzu vielen Emotionen leiten zu lassen. Ebenso mochte ich Otto Meyer, meinen Stellvertreter im Kulturpolitischen Ausschuss.



*Vorsitzende des Kulturpolitischen Ausschusses*

Er war von der CSU und kam aus Dillingen an der Donau. Zu dritt arbeiteten wir gut zusammen und waren das sogenannte Meier-Team. Dabei kümmerte es uns nicht, wer sich mit „ei“, „ey“ oder „ai“ schrieb. Einmal tauchten wir bei einer kulturpolitischen Diskussionsveranstaltung des Bayerischen Rundfunks zu dritt auf und witzelten: „Die ganze Meierei ist da.“

Im Bayerischen Landtag wurde mir Walter Engelhardt zum Freund und Gesprächspartner. Er kam aus Bayreuth und war wie ich Lehrer. Der SPD-Mann bekleidete eine Reihe von Funktionen, war Vorsitzender des SPD-Kreisverbands Bayreuth-Land, des SPD-Unterbezirks Bayreuth,



*Der Kulturpolitische Ausschuss besuchte eine Klasse in Günzburg mit Einwandererkindern aus der Türkei, um 1985.*

Gemeinderat in seiner Heimatgemeinde Mistelbach in Oberfranken, Mitglied des Kreistags Bayreuth, des Bezirkstags von Oberfranken, des Bayerischen Medienrats und schließlich zwei Jahrzehnte lang, von 1978 bis 1998, Mitglied des Bayerischen Landtags. Er saß im Kulturpolitischen Ausschuss, später im Haushaltsausschuss und war in den 1990er Jahren stellvertretender Fraktionsvorsitzender der Landtags-SPD. Dass mein Fraktionskollege Walter Engelhardt in Haushaltsangelegenheiten bewandert war, gefiel mir sehr, denn bei allem Idealismus war mir klar, dass jeder Beschluss seine finanzielle Basis brauchte.

Eine weitere Gemeinsamkeit begünstigte unseren freundschaftlichen politischen Austausch. Wir gehörten zu denjenigen, die an vielen Sitzungstagen in München blieben. Als Ausschussvorsitzende mit zahlreichen Terminen in ganz Bayern lohnte es sich für mich oft nicht, am Abend nach Hause zu fahren. Wolfgang Engelhardt hinderte die schlechte Zugverbindung nach Nordbayern an allabendlichen Heimfahrten. Unsere Kollegen aus Weiden, Oberbayern und Schwaben fuhren nach Sitzungsende regelmäßig heim. Auch der SPD-Landtagsabgeordnete Dietmar Zierer aus Burglengenfeld, den ich schon aus meiner Schulzeit kannte, war abends nicht mehr in der Landeshauptstadt.

Am Dienstag und am Mittwoch blieb ich also regelmäßig in München. Meistens standen an den Abenden Versammlungen oder Besprechungen mit Vertreterinnen und Vertretern der verschiedenen Verbände in meinem Terminkalender. Dann fuhr ich nach Landshut, nach Bad Aibling oder sonst wohin. Wenn ich zurückkam in die Landtagsgaststätte, um noch ein bisschen etwas zu essen oder zu trinken, saßen dort noch die Oberfranken und meistens auch Walter Engelhardt. Ich lernte meine Kollegen an diesen Abenden besonders gut kennen und hatte einen guten Draht zu ihnen. Manche Dinge regelt eben einfach das Da-Sein, auch in der Politik.

**Manche Dinge regelt eben  
einfach das Da-Sein,  
auch in der Politik.**



*Links vorne, das bin ich, eine der wenigen Frauen im Bayerischen Medienrat.*

Für einige Abendtermine brauchte ich das Auto. Der letzte Zug von Landshut zum Beispiel fuhr um 20.30 Uhr. Doch kaum eine politische Versammlung, die um 19.00 Uhr beginnt, ist bereits um 20.30 Uhr zu Ende. Von Landshut aus wäre ich also mit der Bahn nicht mehr nach München oder nach Regensburg gekommen. Dafür nahm ich das Auto. Sonst fuhr ich, wenn es irgendwie ging, mit dem Zug. Ich war in einer Eisenbahnerfamilie groß geworden, meine Mutter arbeitete bei der Eisenbahnergewerkschaft. Die Eisenbahn interessierte mich immer – als Institution, als Arbeitgeber und als umweltfreundliches Verkehrsmittel. Doch in meiner Landtagszeit erlebte ich die Unzulänglichkeit der Bahn am eigenen Leib. In den 1970er Jahren waren Bahnstrecken zurückgebaut worden und Deutschland huldigte dem Auto. Dass diese Entwicklung jedoch ein paar Jahrzehnte später eine der größten gesellschaftlichen Herausforderungen darstellen würde, ahnte ich damals bei all meiner umweltpolitischen Hellhörigkeit noch nicht.

Mehr als für die Zugverbindungen selbst setzte ich mich als Landtagsabgeordnete, Stadträtin und später als Oberbürgermeisterin für den Bundesbahnstandort Regensburg ein. Einst gab es in Regensburg eine eigene Bundesbahndirektion, die aber 1976 in die Bundesbahndirektion Nürnberg eingegliedert wurde. Daraufhin folgte in den 1980er Jahren ein langer Kampf um den Erhalt des Gleislagers und in den 1990er Jahren schließlich um das Bundesbahnausbesserungswerk an der Friedensstraße. Diese Flächen wurden in den vergangenen Jahrzehnten für den Wohnungsbau und ein Einkaufszentrum erschlossen. Mit jeder Schließung nahm Regensburgs Bedeutung für die Bundesbahn ab. Später beklagte Nürnberg den Verlust von Infrastruktur als Eisenbahnstandort und Frankfurt wurde überregionaler DB-Sitz.

Während meiner Zeit als Mitglied des Bayerischen Landtags fuhr ich oft schon am Montagabend nach München, beispielsweise wenn am Dienstagmorgen Sitzungen waren, in denen die Ausschussarbeit vorbesprochen wurde, oder um Arbeitskreise vorzubereiten, die am Dienstag stattfanden. Mittwochs und donnerstags tagte regelmäßig der Kulturpolitische Ausschuss. Ich blieb also mehrere Tage in München, plante meine Sitzungswoche mit möglichst wenig Leerlauf, das war mir wichtig. Doch eine Übernachtungsmöglichkeit als Landtagsabgeordnete zu finden

### **Eine Übernachtungsmöglichkeit als Landtagsabgeordnete zu finden war schwierig.**

war schwierig. Der Bayerische Landtag hatte zwar in der Nähe des Maximilianeums Häuser angekauft, etwa in der Ismaninger Straße und in der Max-Planck-Straße. Doch Rudolf Hanauer,

von 1954 bis 1978 Mitglied des Bayerischen Landtags und zeitweise Landtagspräsident, hatte in der Ismaninger Straße 7 alle Waschbecken aus den Büros der Landtagsabgeordneten ausbauen lassen, damit sie dort nicht übernachteten. Das war ziemlich unfreundlich von ihm, zumal es in München nahe am Landtag ausgesprochen wenige Unterkünfte gab. Ich selbst hatte ein paar Monate lang das Glück, im Zimmer einer Münchner Landtagsabgeordneten wohnen zu können, die ihr Zimmer selbst nicht brauchte. Den Plan, ein eigenes Appartement an der Landsberger Straße zu kaufen, verwarf ich wieder, weil es dort unglaublich laut war. Ich mag es ruhig, vor allem morgens, wenn ich nach einer anstrengenden Versammlung und auch sonst etwas länger schlafen kann. Schließlich erwarb der Landtag für Abgeordnete ein weiteres Haus in der Max-Planck-Straße 5. Dort hatte ich dann ein Zimmer mit Dusche. Das war jahrelang meine Abgeordneten-Dependance.

Ein schöner Nebeneffekt der kulturpolitischen Arbeit im Landtag war, dass wir regelmäßig Karten für die Vorstellungen in den Münchner Staatlichen Theatern hatten, dem Residenztheater, dem Nationaltheater und dem Theater am Gärtnerplatz. Oder besser gesagt, für mich wäre es schön gewesen, diese Karten auch einzulösen. Weil ich jedoch eine Arbeitsbiene bin, häufig

in Arbeitskreisen saß, mich vorbereitete oder auf Versammlungen referierte, verschenkte ich diese Eintrittskarten, statt sie selbst zu nutzen. Nur zwei- oder dreimal ging ich in dieser Zeit mit meinem Mann zu Kulturveranstaltungen, meistens zu den Festspielen. Wenn ich heute zurückblicke auf diese Jahre, denke ich, dass ich auch mit weniger Arbeit und etwas mehr Vergnügen eine richtig gute Landtagsabgeordnete gewesen wäre.

Wahrscheinlich hätte ich mich auch mehr an Delegiertenreisen beteiligen oder als KuPo-Vorsitzende selbst solche Fahrten initiieren sollen, denn Reisen bildet, wie man weiß. Im Haushaltsausschuss gehörte das Reisen einfach dazu, um die Urteilskraft der Ausschussmitglieder zu schärfen. Als ich meinen Kollegen Engelhardt fragte, warum die Mitglieder des Haushaltsausschusses so viel unterwegs seien, lud er mich kurzerhand ein, mit nach Japan zu kommen. Ich hatte große Lust und sagte zu. Die Reise zahlte ich selbst, das war mir ausgesprochen wichtig. Immerhin war es für meine Arbeit nicht entscheidend, nach Japan zu fliegen und ein Flug dorthin kostete damals ungefähr 7.000 DM. In den zwei Wochen in Japan besuchten wir hauptsächlich Uni- versitäten. Wir wollten das Bildungssystem kennenlernen. Die Japaner von der dortigen Industrie- und Handelskammer waren auf unseren Besuch gut vorbereitet. Doch eines wunderte mich. Stellte man eine Frage außerhalb des vorher übersandten Fragenkatalogs, mussten sie sich erst beraten. Sie gaben stets als Gruppe Auskunft, nie spontan. Unser Dolmetscher erklärte uns, was dahintersteckt. Der Gruppendruck und die Gruppendynamik seien mit unseren individualistischen Gepflogenheiten in Europa gar nicht zu vergleichen.

**In den zwei Wochen  
in Japan besuchten  
wir hauptsächlich  
Universitäten.**

Nach zwei Wochen in Japan entschieden wir uns noch für einen Abstecher nach Shanghai. Dort holte uns der stellvertretende Erziehungsminister persönlich vom Flughafen ab. Gleich zu Beginn unseres Gesprächs erklärte er, dass sich das College Nr. 200 – in Shanghai wird alles nummeriert – eine Partnerschaft mit einer bayrischen Fachhochschule oder Universität wünsche. Allerdings hatte unsere Delegation, bestehend aus Oppositionsabgeordneten, gar nicht die Befugnis, eine Partnerschaft zu initiieren. Unsere Gastgeber beeindruckte das keineswegs. Am dritten und letzten Tag unseres Aufenthalts in Shanghai kam der stellvertretende Erziehungsminister mit einer detaillierten Agenda, was zu tun wäre. Die Reisekosten hätten die Teilnehmer aus dem jeweiligen Land selbst zu bezahlen. Die Kosten im Partnerland für Unterbringung, Spesen etc. sollte die jeweilige Landesregierung übernehmen. Walter Engelhardt und ich spitzten die Ohren, fühlten uns angesprochen und hatten gleich eine passende Antwort parat. Natürlich waren wir interessiert an möglichst vielen internationalen Partnerschaften für Bayern. Wir schlugen vor, uns nach unserer Rückkehr aktiv nach einer geeigneten Hochschule umzusehen. Schließlich unterschrieb die Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg den Part-

nerschaftsvertrag mit der Hochschule in Shanghai. Ich glaube, diese Partnerschaft existiert noch heute.

Im Landtag gab es große und kleine Themen, sperrige, kurz- und langlebige. Eine der bildungspolitischen Fragen, über die in der Öffentlichkeit, im Landtag und erst recht im Kulturpolitischen Ausschuss viel und heftig diskutiert wurde, war die Schulgebietsreform. Während sie in den Städten weniger gravierende Auswirkungen hatte, war es auf dem Land mitunter existenziell, wenn Schulsprengel zusammengelegt oder gar aufgelöst wurden. Wurden

### **Mit der Schulgebietsreform verloren viele Orte an Bedeutung.**

in ländlichen Regionen Schulen geschlossen, drohte die Gegend kulturell zu veröden. Mit der Schulgebietsreform verloren viele Orte an Bedeutung. So sollte beispielsweise in Breitenbrunn eine gerade

neu gebaute Volksschule der Schulgebietsreform zum Opfer fallen. Ich fand das so absurd, dass ich den gesamten Kulturpolitischen Ausschuss zu einer Ortsbesichtigung nach Breitenbrunn beorderte. „Das müssen wir uns anschauen“, sagte ich, „damit wir sehen, welche Folgen Landtagsentscheidungen haben können.“ Die Abgeordneten waren beeindruckt und wir wirkten darauf hin, dass die neue Schule nicht geschlossen werden musste. Sie existierte noch bis in die 2000er Jahre, obwohl sie schon 1986 auf der Schließungsliste stand.

Mit dem Schulorganisationsgesetz, in dem es um die Neuordnung der Sprengel ging, und dem Schulfinanzierungsgesetz, in dem festgeschrieben war, wer jeweils die Kosten übernahm, ging es weiter. Viele Themen waren unglaublich spröde und in der politischen Debatte weit entfernt von der Lebenswirklichkeit der Menschen. Wer bezahlt zum Beispiel die Beförderung von Schülerinnen und Schülern? Die Kostenfreiheit des Schulwegs war in Bayern von jeher ein hohes Gut, das zugehörige Gesetz erlebte zahlreiche Novellierungen und stand im Landtag immer wieder auf der Tagesordnung. Da gab es zum Beispiel diese Kilometerbegrenzung. Bei Grundschülerinnen und -schülern sah das Gesetz einen kostenfreien Transport zur Schule ab zwei Kilometer Entfernung vom Elternhaus vor, bei größeren Kindern waren es drei Kilometer und ab der zehnten Klasse musste man selber zahlen. Die Entfernungen wurden straßenweise bestimmt. Es kam vor, dass Schülerinnen und Schülern mit einem kürzeren Weg der Schulweg bezahlt wurde und anderen nicht. Manchmal war es der reine Wahnsinn, über was wir diskutierten. Da ritt regelmäßig der Amtsschimmel durch den Bayerischen Landtag und wieherte so laut, dass wir unser eigenes Wort nicht mehr verstanden. Dabei muss man sagen, dass die Ansprüche der Bürgerinnen und Bürger in diesen Dingen gegenüber heute gering waren. Heute gäbe es bei der kleinsten Ungerechtigkeit Riesenproteste. Das war damals nicht so. Die Menschen haben sich an Regeln gehalten, auch wenn es reichlich Stoff für Diskussionen über Gerechtigkeit gab.

Heute behandelt die Politik die Bürgerinnen und Bürger mit Samthandschuhen. Da trauen die einen den anderen nichts mehr zu. Ich finde das sehr bedauerlich. Am meisten stört mich das

## **Heute behandelt die Politik die Bürgerinnen und Bürger mit Samthandschuhen.**

Fehlen entschiedener politischer Positionen. Ich erlebe in der Politik kaum noch Menschen, die einen Standpunkt haben und für diesen auch den Kopf hinhalten. Das war mir immer sehr wichtig, ich wollte als Abgeordnete zu meiner Überzeugung stehen und diese vertreten. Das war mein politisches Ideal, egal, ob ich gewählt wurde oder nicht. Doch in den letzten Jahrzehnten hat sich der Politikstil stark verändert. Politik kommt mir heute vor wie ein abwartendes Werben um die Gunst der Wählerinnen und Wähler. Entschiedene Positionen scheinen dem zuwiderzulaufen. Nehmen wir das Beispiel Corona-Impfpflicht. Virologen hatten dazu geraten, auch um vulnerable gesellschaftliche Gruppen durch die Impfung zu schützen. Die Impfpflicht hätte dazu geführt, dass ein großer Prozentsatz der Bevölkerung geimpft wäre. Dadurch hätte das gesellschaftliche Leben schneller wieder Fahrt aufnehmen können. Ich hätte mich klar positioniert und eindeutig für die Impfpflicht votiert, ohne Wenn und Aber. Ich erinnere mich gut, wie froh wir in den 1960er Jahren über die Schluckimpfung waren. „Schluckimpfung ist süß, Kinderlähmung ist grausam“, lautete der eingängige Slogan der dazugehörigen Impfkampagne, die unter anderem die Schulen mit einbezog. Damals sind alle gerannt, um die Schluckimpfung zu bekommen. Heute wäre ich mit meinem Ja zur Corona-Impfpflicht wahrscheinlich beschimpft worden und hätte mich einem Shitstorm im Netz ausgesetzt, den man jetzt in der Politik fürchten muss. Vielleicht ist es heute gefährlicher, für eine bestimmte Meinung und einen bestimmten Politikstil zu stehen. Ich beobachte, dass die permanente Flankierung der Politik durch die sozialen Medien die Stimmung zusätzlich aufheizt. In Filterblasen schaukeln sich die Nutzerinnen und Nutzer gegenseitig hoch.

Im Landtag diskutierten wir lange über die Neuen Medien und den privaten Rundfunk. Was technisch möglich war, hatte gesellschaftspolitische Folgen. Ich war entschieden gegen eine Privatisierung des Rundfunks, aber für eine Regulierung der neuen Möglichkeiten. 1984 wurde diese Debatte in das Bayerische Medienerprobungs- und -entwicklungsgesetz gegossen. Dieses regelte die „Veranstaltung und Verbreitung von nicht öffentlich-rechtlichen Rundfunkprogrammen“. Das Gesetz wurde mehrheitlich mit den Stimmen der CSU verabschiedet. Gleichzeitig gründete der Freistaat die Bayerische Landeszentrale für Neue Medien, in der private Fernseh- und Radiosender zusammengefasst wurden. Heute erstrecken sich das Aufgabengebiet der Landeszentrale und der Einflussbereich des Gesetzes auf alle Neuen Medien, inklusive der sozialen Medien. Wenn ich mir unsere Debatte aus den frühen 1980er Jahren vor dem Hintergrund der aktuellen Diskussion vergegenwärtige, gibt das meinem damaligen Zögern

recht. Mit dem Medienerprobungs- und -entwicklungsgesetz betreten wir politisches Neuland. Bis dahin gab es keine privaten Rundfunkanbieter, keine privaten Sender. Der Kulturpolitische Ausschuss war der sogenannte erstberatende zu diesem Thema. Wir sondierten, was später zur Abstimmung stand. Die SPD-Fraktion plädierte für eine strikte Trennung. Wir wollten, dass Bürgerinnen und Bürger deutlich erkennen konnten, was öffentlich-rechtlich und was privat ist. Das ist leider nicht geglückt. Die CSU hatte die Mehrheit. Das Ergebnis der Abstimmung im Landtag nannten Medienrechtler das „hinkend duale Rundfunkmodell bayerischer Provenienz“. Es war in der deutschen Rundfunklandschaft einzigartig, dass alle privaten Rundfunkanstalten unter dem Dach der Bayerischen Landeszentrale für Neue Medien, also einer öffentlich-rechtlichen Organisation, zusammengefasst wurden. Wirklich privaten Rundfunk gibt es demnach in Bayern bis heute nicht. Dieser Tatbestand führt noch immer zu abstrusen gerichtlichen Auseinandersetzungen. Das Bayerische Medienerprobungs- und -entwicklungsgesetz von 1984 wurde 1992 in das Bayerische Mediengesetz transferiert, ungeachtet der Tatsache, dass man Mitte der 1980er Jahre die Entwicklungen überhaupt noch nicht absehen konnte und diese Phase so etwas wie ein Testlauf war.

### **Als Vorsitzende des Kulturpolitischen Ausschusses war ich Mitglied des Rundfunkrates.**

den Rat heute charakterisieren. Selten habe ich so viel Trickserei erlebt wie dort. Die 50 Rundfunkräte vertraten alle gesellschaftlichen Gruppen, darunter Kirchen, Landwirtschaft, Lehrerverbände. Damals war der CSU-Politiker Gerold Tandler, der später über die Zwick-Affäre stolperte, Vorsitzender des Rundfunkrates. Als ein CSU-naher neuer Intendant für den Bayerischen Rundfunk gewählt werden sollte, verbündeten wir von der SPD uns mit den „Grauen“, also den Kirchen, die sich für den Intendanten des BR etwas mehr Parteiferne gewünscht hatten. Gemeinsam mit den Kirchen versuchten wir, die Wahl des CSU-Wunschkandidaten zu verhindern. Bei der Abstimmung im 50-köpfigen Rundfunkrat wurden 50 Zettel verteilt, jeder bekam also einen Stimmzettel. Als die Stimmzettel eingesammelt und gezählt wurden, ergab sich ein überraschendes Ergebnis: 51 Stimmzettel. Gerold Tandler hatte die Stimmzettel höchstpersönlich ausgegeben. Die Wahl musste wiederholt werden und in der Zwischenzeit wurden noch ein paar „Graue“ überredet, sich doch den Konservativen anzuschließen. Das gelang offensichtlich. Neuer Intendant des Bayerischen Rundfunks wurde der CSU-Wunschkandidat. So lief es damals in Bayern.

Als Vorsitzende des Kulturpolitischen Ausschusses war ich Mitglied des Rundfunkrates. In diesem Gremium saßen fast ausschließlich alte, weiße Männer. So zumindest würde man

## **Ungleich entspannter war meine Arbeit für die Gesellschaft für Archäologie in Bayern e. V.**

Ungleich entspannter war meine Arbeit für die Gesellschaft für Archäologie in Bayern e. V. Der vielseitig interessierte Politiker Anton Hochleitner, dessen Nachfolge ich im Kulturpolitischen Ausschuss angetreten hatte, war Vorsitzender des 1981 gegründeten Vereins. Dessen Satzungsziel bestand in der „Aufklärung der Öffentlichkeit über Ziel, Zweck und Ergebnisse archäologischer Untersuchungen in Bayern durch Vorträge, Ausstellungen, Führungen, Exkursionen und Veröffentlichungen zu Problemen der Bayerischen Landesarchäologie“. Der Verein hatte keinen leichten Start. Sein Initiator, der promovierte Prähistoriker Rainer Christlein, verstarb nur zwei Jahre nach der Gründung. Der Jurist und SPD-Politiker Volker Freiherr Truchseß von und zu Wetzhausen aus Würzburg löste Anton Hochleitner als Vorsitzenden ab, hatte aber in wirtschaftlichen Fragen keine glückliche Hand. Ein paar Jahre später übernahm ich den Vorsitz – vertretungsweise – und regte die Überarbeitung der in die Jahre gekommenen Vereinssatzung an. Es sollte noch sehr lange dauern, bis sie schließlich verabschiedet wurde. Als Vorsitzende hatte ich Mühe, den Verein mit so vielen, sehr unterschiedlich motivierten Interessierten zusammenzuhalten. Die Inhalte allerdings, die ich mit der Gesellschaft für Archäologie in Bayern streifen durfte, waren für mich hochinteressant, ebenso wie die Longue Durée der Prozesse innerhalb des Vereins.

Viele Themen begegneten mir während meiner Zeit im Bayerischen Landtag immer wieder und oft in neuem Gewand, etwa die Schulreform, der Schulentwicklungsplan, das Rundfunkgesetz und – heiß umstritten – die Staatstheaterfrage. Die drei Staatlichen Theater in München bekamen mehr Zuschüsse als alle nichtstaatlichen Theater in Bayern zusammen. Als SPD plädierten wir unbedingt dafür, kein weiteres Staatstheater zu etablieren, sondern es beim Nationaltheater, dem Residenztheater und dem Theater am Gärtnerplatz zu belassen. Deshalb waren wir auch gegen eine staatliche Finanzierung des Prinzregententheaters. Der Theaterbau im Stadtteil Bogenhausen war in den Jahren 1900 bis 1901 nach den Plänen des erfolgreichen Architekten Max Littmann errichtet, im Krieg stark beschädigt und in den 1960er Jahren für baufällig erklärt worden. Seitdem warb die „Bürgerschaftliche Vereinigung ‚Münchner helft dem Prinzregententheater‘“ für seine Restaurierung und Wiederinbetriebnahme. Schließlich wollte Gertrud Proebst, die Tochter von Max Littmann, der Bürgerinitiative Geld hinterlassen und knüpfte die Überweisung von 2,6 Millionen Mark an zwei Bedingungen: Der Betrag müsse für die Wiederinstandsetzung des Prinzregententheaters genutzt und die Bauarbeiten 1983 begonnen werden. Auch August Everding, Generalintendant der Bayerischen Staatstheater, trieb das Projekt voran. Statt einer kompletten Renovierung mit Kosten von 82 Millionen Mark schlug er dem Bayerischen Landtag im Dezember 1982 eine „kleine Lösung“ mit 35 Millionen Mark

vor. Natürlich stritten wir darüber. Wir von der SPD waren gegen weitere staatliche Theater und für die Förderung der nichtstaatlichen Häuser. Trotz unseres Einspruchs wurde das Prinzregententheater in der kleinen Lösung 1988 wiedereröffnet.



*Im historischen Reichssaal als Ausschussvorsitzende des Bayerischen Landtags zwischen zwei Hochschulpräsidenten, dem Vorsitzenden der Fachhochschule Regensburg, Professor Rudolf Vogt, und dem Vorsitzenden der Universität Regensburg, Professor Hans Bungert, um 1985*

Insgesamt genoss ich meine Zeit im Bayerischen Landtag sehr, den Kontakt, die Diskussionen, darunter die parlamentarischen Abende, die Vereine und Verbände abhielten, um mit der Landespolitik im Gespräch zu bleiben. Das erweiterte meinen Horizont. Dafür bin ich dankbar. Natürlich machte das die politische Arbeit nicht einfacher, aber interessanter. Schließlich war ich von 1978 bis 1990 Mitglied des Bayerischen Landtags und wäre mit Sicherheit seine erste Vizepräsidentin geworden, wenn ich nicht zur Oberbürgermeisterin der Stadt Regensburg und damit zur ersten Oberbürgermeisterin einer bayerischen Großstadt gewählt worden wäre.

**Privatsache  
Krankheit**



In den späten 1970er Jahren war die Gleichberechtigung von Männern und Frauen in der Bundesrepublik Deutschland schon etwas vorangekommen. Ich erinnere mich an Dr. Mathilde Berghofer-Weichner, erste Staatsanwältin in München, Staatsministerin und von 1970 bis 1994 Mitglied des Bayerischen Landtags. Von 1974 bis 1986 war die CSU-Politikerin Staatssekretärin im bayerischen Kultusministerium. Als solche regte sie in den frühen 1980er Jahren ein Gruppenfoto der weiblichen Landtagsabgeordneten an. Von 180 Mitgliedern des Bayerischen Landtags waren nur etwas mehr als 20 Frauen. Man könnte auch sagen: Es waren schon 20! Immer öfter wichen weibliche Landtagsabgeordnete der CSU-Fraktion von der konservativen Meinung ihrer männlichen Kollegen in Bezug auf das Thema Geschlechtergerechtigkeit ab. Eine Reform des Ehe- und Familienrechts ersetzte 1976 schließlich offiziell im Bürgerlichen Gesetzbuch das Leitmodell der „Hausfrauenehe“ zugunsten des Partnerschaftsprinzips.



*Frauen im Parlament – Dr. Mathilde Berghofer-Weichner regte dieses Gruppenbild an, um 1980.*

Für unsere Ehe hatten Ludwig und ich schon lange vorher eigene Regeln ausgehandelt. Gleichberechtigung war uns beiden ein hohes Gut. Im Landtag – zumal in den konservativen Kreisen der männlichen CSU-Abgeordneten – hielt man nicht viel davon. Hier herrschten vielfach noch die alten Muster. Um in der Politik und auch in allen anderen Bereichen der

**Um in der Politik  
und auch in allen anderen  
Bereichen der Gesellschaft  
ernst genommen zu werden,  
musste ich als Frau  
auf jeden Fall mehr leisten  
als ein Mann.**

Gesellschaft ernst genommen zu werden, musste ich als Frau auf jeden Fall mehr leisten als ein Mann. Gut, dass ich ohnehin den Anspruch hatte, genau und systematisch zu arbeiten. Doch wenn weibliche Landtagsabgeordnete aus familiären oder privaten Gründen von Ausschusssitzungen oder vorbereitenden Treffen fernblieben, wurde das nicht gern gesehen. Als Mensch, als Mann und erst recht als Frau hatte man das öffentliche

Leben und das private Leben tunlichst voneinander zu trennen.

Umso mehr freute ich mich über meine Fraktionskollegen im Landtag, als ich 1982 aus gesundheitlichen Gründen nicht an einer sehr wichtigen Sitzung teilnehmen konnte. Ich hatte einen Termin im Klinikum rechts der Isar. Eine Zyste musste entfernt werden. Die Operation duldet keinen Aufschub. Während ich auf dem Operationstisch lag, wurde im Landtag, kaum einen Kilometer entfernt, über die Nachfolge von Anton Hochleitner als Vorsitzendem des Kulturpolitischen Ausschusses im Bayerischen Landtag abgestimmt. Für dieses Amt wären in unserer Fraktion einige Kollegen infrage gekommen. Doch meine Parteigenossen wählten mich – in Abwesenheit und einstimmig. Als ich kurze Zeit später ohne die lästige Zyste aus der Klinik zurückkam, war ich Vorsitzende des Kulturpolitischen Ausschusses im Bayerischen Landtag und als solche die erste Frau in dieser Funktion. Auf meine Fraktionskolleginnen und -kollegen im KuPo konnte ich mich wirklich verlassen.

Zwei Jahre später im Juli schlug mein Körper wieder Alarm. Da stach etwas in meiner Brust. Ich hatte ein komisches Gefühl. Ich war beileibe niemand, der wegen Kleinigkeiten zum Arzt rannte, hielt von der Mammografie nicht viel und war auch sonst weit entfernt davon, eine Hypochonderin zu sein. Dieses Mal jedoch war ich beunruhigt. Wieder entschied ich mich für das Klinikum rechts der Isar der Technischen Universität München. Dort war Henner Graeff 1982 auf den Lehrstuhl für Frauenheilkunde und Geburtshilfe berufen worden. Mit gerade einmal 50 Jahren hatte sich Graeff einen ausgezeichneten wissenschaftlichen Ruf auf dem Gebiet des Brust- und Eierstockkrebses erworben. Seine Studien beeinflussten die Entwicklung neuer, zielgerichteter Krebstherapeutika entscheidend.

Graeff stellte einen Tumor in meiner Brust fest, den er kurze Zeit später operativ entfernte. Ich blieb im Krankenhaus. Dort wurde die Operationswunde optimal versorgt und alles deutete darauf hin, dass keine weitere Behandlung notwendig wäre. Der entfernte Tumor sei gutartig, hieß es. Ich war schon kurz davor, meine Sachen zu packen und nach Hause zu gehen, als Graeff mein Krankenzimmer betrat: „Es tut mir leid, Frau Meier, ich muss Ihnen jetzt doch mitteilen, dass der Tumor bösartig ist.“ Zwar sei es ein extrem langsam wachsender Krebs, aber er müsste dennoch behandelt werden. Jetzt stellte sich die Frage, welche Therapie angewendet werden sollte. Zwar hätte sich die Bildung von Metastasen bei dieser Art von Tumor als sehr unwahrscheinlich erwiesen, aber man wüsste ja nie ...

Niemals zuvor hatte ich mich mit dem Thema Krebs beschäftigt. Natürlich war ich auf die Expertise der Ärzte angewiesen. Sie meinten, mit einer Strahlentherapie ginge ich auf Nummer sicher. Das leuchtete mir ein und ich war bereit, mich dieser Behandlung zu unterziehen. An der Universitätsklinik war die Bestrahlung nicht möglich. Ich wurde ins Schwabinger Krankenhaus zu einem Radiologen überwiesen. Dieser untersuchte mich – Alter, Gewicht, Größe und so weiter – um aus Diagnose und Körperdaten einen Therapieplan zu entwickeln: Fünf Wochen lang sollte ich an fünf Tagen, also von Montag bis Freitag, jeweils eine halbe Stunde bestrahlt werden. Das ging auf. Ich leitete also meinen Ausschuss und ging zwischendurch zum Bestrahlen. Das hat niemand gemerkt und nach 25 Bestrahlungen wollte ich mich für die Behandlung bedanken und verabschieden. Ich hätte jetzt doch die verordneten 25 Strahlendosen erhalten. Da widersprach der Arzt: „Nein, wir machen das immer sechs Wochen.“ Ich hatte keine Probleme, keine Nebenwirkungen wie Rötungen oder Hautveränderungen, folgte dem Einspruch des Arztes und ging eine weitere Woche zur Bestrahlung, wieder völlig nebenwirkungsfrei. Erst sechs Wochen später fiel mir das Atmen zunehmend schwer. Oft fuhr ich mit dem Zug nach München und dann mit dem Bus zum Maximilianeum. Wenn ich den Hügel hinaufging, war ich jetzt immer häufiger völlig außer Atem. Ich piffte regelrecht und fühlte mich extrem erschöpft.

### **Niemals zuvor hatte ich mich mit dem Thema Krebs beschäftigt.**

Nach weiteren Wochen intervenierte Ludwig. Er wollte nicht länger zusehen, wie schwer ich Luft bekam. Spontan fuhr er – es war im Herbst 1984 – zu Henner Graeff, der sogleich seinen Kollegen vom Lungenfach hinzuzog. Dieser veranlasste Röntgenaufnahmen von meiner Lunge, klippte die Filme an das Leuchtboard und stellte eine eindeutige Diagnose: „Zu viel draufgebrannt – Strahlenschaden.“ Das war ein Schock für mich. Auf der anderen Seite war mir klar, dass allzu viel Gezeter jetzt am wenigsten half. Meine erste Frage war daher nicht „Wer ist schuld?“, sondern „Was kann ich jetzt tun?“. Der Lungenspezialist riet mir, ein halbes Jahr lang Kortison einzunehmen und Atemgymnastik zu machen. Damit bekam ich schließlich die extreme

Nach weiteren Wochen intervenierte Ludwig. Er wollte nicht länger zusehen, wie schwer ich Luft bekam. Spontan fuhr er – es war im Herbst 1984 – zu Henner Graeff, der sogleich seinen Kollegen vom Lungenfach hinzuzog. Dieser veranlasste Röntgenaufnahmen von meiner Lunge, klippte die Filme an das Leuchtboard und stellte eine eindeutige Diagnose: „Zu viel draufgebrannt – Strahlenschaden.“ Das war ein Schock für mich. Auf der anderen Seite war mir klar, dass allzu viel Gezeter jetzt am wenigsten half. Meine erste Frage war daher nicht „Wer ist schuld?“, sondern „Was kann ich jetzt tun?“. Der Lungenspezialist riet mir, ein halbes Jahr lang Kortison einzunehmen und Atemgymnastik zu machen. Damit bekam ich schließlich die extreme

Kurzatmigkeit in den Griff, zumindest eine Zeit lang. Phasenweise wurde es dann wieder schlimmer. Dann ging ich regelmäßig in die Fachklinik für Lungenkrankheiten nach Donaustauf und ließ mir den Schleim aus der Lunge absaugen.

Jetzt nehme ich Tabletten gegen die Wasseransammlung in der Lunge. Es hilft schon und könnte noch besser helfen, wenn ich die Tabletten etwas regelmäßiger einnehmen würde, aber ich bin da halt ein bisschen schlampig, schon allein, weil ich nicht jeden Tag um die gleiche Zeit aufstehe. So ist das eben bei mir.

### **Krankheit bewegt und Krankheit verändert den Menschen.**

Krankheit bewegt und Krankheit verändert Menschen. Als im Sommer 2020 die Nachricht von der Krebsdiagnose der Ministerpräsidentin Mecklenburg-Vorpommerns, Manuela Schwesig, kursierte, erinnerte ich mich an meine eigene Brustkrebserkrankung 1984. Ich hatte im Gegensatz zu Schwesig meinen Krebs versteckt bekämpft und mich darum gekümmert, dass nichts an die Öffentlichkeit drang. Doch die Zeiten haben sich glücklicherweise gewandelt und auch Politikerinnen und Politikern ist es heute in Maßen erlaubt, Schwäche zu zeigen. Krankheit gehört dazu. Als die Ministerpräsidentin wieder ins Amt zurückkehrte, trug sie die Haare kurz und war auch sonst verändert. Das verband mich mit ihr. Auch ich zeigte mich nach meiner Entlassung aus dem Krankenhaus und dem Ende der Strahlentherapie verändert. Die Haare ließ ich mir sehr kurz schneiden. Der frühere Pagenkopf wich einer Mecki-Frisur und in meinem Kleiderschrank schob ich das Biedere nach hinten und holte die neuen frechen Jacken und Röcke nach vorne. Sollten die Leute doch reden. Ich war ich und trug, was mir gefiel. In meinem Leben hatte eine Zäsur stattgefunden und die kam so zum Ausdruck. Eine Krebsdiagnose ist immer etwas sehr Einschneidendes. Die Gedanken an den eigenen Tod sind nah, man spielt verschiedene Szenarien durch, stellt sich der eigenen Angst. Parallel zur medizinischen Behandlung durchläuft man einen sehr intensiven Prozess, aus dem jeder Mensch verändert hervorgeht. Und diesen Prozess konnte ich nur mit wenigen Menschen teilen, denn außer meiner Mutter, meinem Mann und meinen Ärzten wusste niemand von meiner Diagnose.

Ich erinnere mich noch an meinen ersten Auftritt als veränderte Christa Meier. Als KuPo-Vorsitzende stand ein Treffen mit dem Landesvorstand des Bayerischen Lehrer- und Lehrerinnenverbandes in meinem Kalender. Viele schauten erstaunt, aber anerkennend wegen der neuen Frisur. Es gab natürlich auch welche, die mit den kurzen Haaren überhaupt nicht einverstanden waren. Heute trag ich sie noch viel kürzer.

**Im Rathaus**



*Mein neuer Arbeitsplatz im historischen Rathaus in Regensburg gefiel mir.  
Ich fotografierte ihn gerne, um 1990.*

„Erster!“ hatten wir als Kinder gerufen, wenn wir am Galgenberg Wettrennen veranstalteten. Dann wurde ich die erste in der Familie, die studieren durfte. Inzwischen war ich als Politikerin schon weit gekommen, war von 1979 bis 1985 erste weibliche Vize-Landesvorsitzende der bayerischen SPD. 1982 wurde ich im Bayerischen Landtag zur ersten weiblichen Ausschussvorsitzenden überhaupt gewählt. Im Frühjahr 1990 wählten mich die Bürgerinnen und Bürger meiner Heimatstadt Regensburg zu ihrer Oberbürgermeisterin. „Erste!“

**Im Frühjahr 1990  
wählten mich die Bürgerinnen  
und Bürger meiner Heimatstadt  
Regensburg zu ihrer  
Oberbürgermeisterin.**

Am 1. Mai 1990 setzte ich mich also an den Schreibtisch der holzgetäfelten Amtsstube des Stadtoberhauptes im Alten Rathaus. Ich war die erste Frau unter insgesamt 20 Amtsinhabern seit 1818. Ich freute mich sehr über diesen Erfolg, ließ mich aber nicht allzu lange davon ablenken. Schließlich war mir sehr bewusst, dass es in der Stadtverwaltung den ein oder anderen leitenden Beamten gab, der es nicht gewohnt war, eine Chefin zu haben. Kurz und gut, ich musste wach sein und für eine ganze Reihe von Fragen Lösungen finden.

Kurz vor meinem Amtsantritt als Oberbürgermeisterin der Stadt Regensburg fiel in Berlin die Mauer und im Osten der Republik der Eisener Vorhang. Mein Wahlkampf wurde vom Jubel der über die ehemalige Grenze rollenden Trabi-Fahrerinnen und -Fahrer übertönt. Natürlich jubelten wir mit. Dass die Wiedervereinigung Geld kostete, das dann in den Kommunen fehlte, realisierte ich spätestens, als es bei der Städtebauförderung stockte und Fördermittel umgeleitet werden mussten. Aus dem bayerischen Wirtschaftsministerium hieß es: „Die nächsten zehn Jahre brauchen Sie sich gar nicht zu bewerben. Das Geld fließt jetzt in den Osten.“ Regensburg hatte für 1990 und die folgenden Jahre einige Sanierungsprojekte angemeldet und sich Chancen



**Diese Seite:**

*Oben: Was habe ich mich gefreut, Oberbürgermeisterin von Regensburg zu sein.*

*Links: Meine eigene Wahl zur Oberbürgermeisterin in der Schule am Sallerner Berg im September 1990*

*Unten links: Wahlparty im Leeren Beutel, hinter mir Landrat Rupert Schmid*

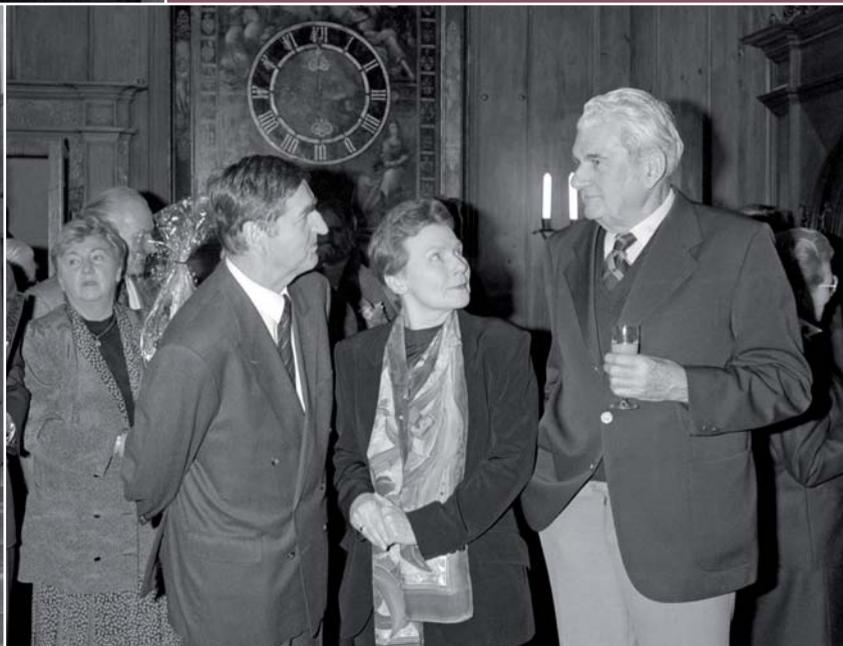
*Unten rechts: Empfang im Kurfürstenzimmer des Alten Rathauses mit den früheren Oberbürgermeistern Friedrich Viehbacher (links von mir) und Rudolf Schlichtinger (r.)*

**Rechte Seite:**

*Oben links: Mit Rudolf Schlichtinger und Inge Burgau, damalige Leiterin des Regensburger Fremdenverkehrsamtes. Schlichtinger beeindruckte mich. Er beeindruckte viele, schon allein wegen seiner Statur. Für mich war das Amt des Regensburger Oberbürgermeisters untrennbar mit Rudolf Schlichtinger verbunden.*

*Oben links: Mit Oberbürgermeisterkette*

*Unten: Bei einer Bürgerversammlung in der Konradsiedlung*





auf deren Förderung ausgerechnet. Die Wiedervereinigung jedoch wischte diese Pläne vom Tisch. Uns blieb nichts anderes übrig, als Projekte aus dem Stadtsäckel zu finanzieren. Ich weiß nicht mehr, ob es genau zehn Jahre waren, in denen öffentliche Gelder zum allergrößten Teil im Osten investiert wurden, aber es dauerte lange. Heute freuen wir uns an so mancher ostdeutschen Stadt, die aufwändig saniert ist. In Berlin wird besonders deutlich, wo damals der Förderschwerpunkt lag. Das ehemalige Zentrum im Westen um den Kurfürstendamm zeigt sich im Vergleich zu Berlin-Mitte im leicht ergrauten Gewand der Wirtschaftswunderjahre. Manchmal witzelten wir im Stadtrat: „Jetzt schauen die Straßen bei uns auch bald so aus, wie damals drüben vor der Wiedervereinigung.“ Wir lachten und das tat gut in diesen angespannten Zeiten.

Im Herbst 1990 las ich eine kleine Notiz in der Süddeutschen Zeitung, die mich aufhorchen ließ. Nach dem Zerfall der Sowjetunion drohte in der ukrainischen Hafenstadt Odessa eine

**Nach dem Zerfall  
der Sowjetunion drohte  
der ukrainischen Hafenstadt  
Odessa eine Hungersnot  
riesigen Ausmaßes.**

Hungersnot riesigen Ausmaßes. Die Universitäten von Regensburg und Odessa verband bereits seit 1988 eine Partnerschaft. Ich wollte helfen, fuhr nach Odessa und unterschrieb am 4. November 1990 mit meinem dortigen Amtskollegen Valentin Simonenko mitten in der größten Not der Millionenstadt am Schwarzen

Meer unseren Städtepartnerschaftsvertrag. Mehr als 2.050 Kilometer trennen die beiden Städte voneinander. Der Partnerschaftsvertrag sollte die Perspektive verändern. Zukünftig sollten Donau und Schwarzes Meer die beiden Städte verbinden, ebenso wie der Austausch auf vielen gesellschaftlichen Ebenen und die humanitäre Unterstützung, die zu Beginn unserer Partnerschaft so existenziell war.

Zunächst dachte ich, das Rote Kreuz könnte helfen, doch die Zuständigen dort fanden das zu riskant. Ich fragte weiter und nutzte auch meinen Kontakt zur evangelischen Kirche. Vor allem die Künstlerin Helga von Loewenich, verheiratet mit dem damaligen Dekan in Regensburg, Reinhard von Loewenich, hatte ein offenes Ohr für die Not in Odessa. Unsere gemeinsame humanitäre Arbeit begann mit einem Aufruf an die Bevölkerung. Wir baten um Hilfsgüter und Spenden. Nach wenigen Wochen zählten wir 680.000 Mark – eine unglaublich hohe Summe für die damalige Zeit. Die Kirchen, das Rote Kreuz und unzählige Ehrenamtliche, darunter die Initiative des Stadtrats Josef Troidl für Hilfsbedürftige und gegen gesellschaftliche Ungerechtigkeit, zeigten in dieser frühen Phase unserer Städtepartnerschaft Solidarität und Einsatzbereitschaft. Die Leute spendeten spontan. Während die Unterzeichnung des Städtepartnerschaftsvertrags zunächst nur eine Absichtserklärung gewesen war, in Kontakt zu

bleiben und einen Austausch zu pflegen, setzte diese Spenden-Aktion sogleich praktische Akzente: Wir lieferten erst Lebensmittel, dann Medikamente und versuchten so, die schlechte Versorgung in den Krankenhäusern in Odessa etwas auszugleichen.

Gerade in diesen Tagen des Krieges in der Ukraine denke ich oft an die Anfänge unserer Partnerschaft mit Odessa. Heute, 32 Jahre später, ist die Stadt wieder auf Hilfe angewiesen und es zeigt sich, dass die logistischen Strukturen, die wir damals aufbauten, noch heute tragen.

2015 feierte unsere Städtepartnerschaft das 25-jährige Bestehen und mein Nachfolger im Amt des Oberbürgermeisters, Hans Schaidinger, bat mich als Begründerin der Städtepartnerschaft mit nach Odessa zu fahren. Dort war ich überwältigt von den aufwändig sanierten Gebäuden aus dem 19. und dem frühen 20. Jahrhundert, der Glanzzeit der Hafenstadt. Sah man jedoch hinter die beeindruckenden Fassaden, ging es der Bevölkerung nur unwesentlich besser als zu Beginn unserer Städtepartnerschaft. Durch die Straßen schoben sich die schwarz lackierten Nobelkarossen der Oligarchen – Blech gewordene Korruption. Ich hatte das Gefühl, dass alles so läuft wie immer.

Der Jugendaustausch mit Odessa lief zu meiner Zeit als Oberbürgermeisterin noch nicht gut. Junge Menschen aus Odessa wollten zwar nach Regensburg, aber Schülerinnen und Schüler aus unserer Stadt fanden die Ukraine wenig attraktiv. Natürlich wussten sie viel zu wenig über das Land und außer den jungen Russlanddeutschen, die damals nach Regensburg kamen, konnte sich kaum jemand mit den Odessiterinnen und Odessitern verständigen.

Andere Partnerstädte waren für junge Menschen aus Regensburg da interessanter. Besonders lebendig war und ist unsere Städtepartnerschaft mit Brixen in Südtirol. Die Stadt ist nah, außerdem verbindet die Sprache. Zumindest war das in den 1990er Jahren so.

**Besonders lebendig war und ist  
unsere Städtepartnerschaft  
mit Brixen in Südtirol.**

2019 feierten Regensburg und Brixen das 50-jährige Bestehen ihrer Partnerschaft.

Und Clermont-Ferrand in Frankreich? Unter dem Sozialisten Roger Quilliot war unsere Städtepartnerschaft sehr lebendig. Er war der Motor dieser *jumelage de villes* und sobald ein anderer ihn als Bürgermeister abgelöst hatte, schlief vieles, was wir aufgebaut hatten, ein. Ich erinnere mich aber noch an die Einweihung der Clermont-Ferrand-Schule im Stadtwesten von Regensburg. Die Schule wurde mit einem Festgottesdienst eröffnet und der Pfarrer segnete das Haus mit Weihwasser. Das wunderte die Franzosen sehr. So etwas gab es in Frankreich nicht, denn dort gilt die strikte Trennung von Kirche und Staat. Mir gefällt es, wenn die eigenen Gebräuche von anderen so verwundert aufgenommen werden. Dann wird einem bewusst, dass das, was uns so selbstverständlich erscheint, gar nicht so selbstverständlich ist. Als ich anlässlich

eines Jubiläums selbst nach Clermont-Ferrand reiste, fiel mir auf, wie sehr der graue Volvic-Stein das Stadtbild prägt. Aus diesem vulkanischen Gestein ist unter anderem die Kathedrale erbaut. Insgesamt wirkt das Stadtbild sehr dunkel.

Die längste Städtepartnerschaft unterhält Regensburg mit Aberdeen, der schottischen Granit- und Rosenstadt. Aberdeen wird mit einem langen „a“ ausgesprochen. Man legt dort außergewöhnlich großen Wert auf die korrekte schottische Aussprache des Städtenamens. Seit 1955 funktioniert der Jugendaustausch mit Aberdeen, auch wegen der Sprache. Englisch musste schließlich jede und jeder können. In Aberdeen konnte man sein Schulenglisch einem Praxistest unterziehen und gleich noch ein paar schottische Redewendungen mit nach Hause nehmen.

Mein Amtskollege in Aberdeen war ein sehr distinguiertes Herr. Als ich zum 40-jährigen Bestehen der Städtepartnerschaft nach Schottland reiste, warnte er mich vor dem offiziellen Empfang, bei dem Haggis gereicht wurde, und beschrieb die schottische Spezialität sehr plastisch. Der Schafsmagen sei mit Herz, Leber, Lunge und Nierenfett gefüllt, mit Hafermehl verrührt und mit Pfeffer scharf gewürzt. Ich erinnere mich eigentlich nur noch an diese ausführliche Beschreibung, wie der Schafsmagen geschmeckt hat, weiß ich nicht mehr.

Die Städtepartnerschaft mit Tempe in den Vereinigten Staaten wurde 1978 geschlossen. Obwohl ich gut Englisch spreche, flog ich als Oberbürgermeisterin einmal mit einer Dolmetscherin dorthin. Nach meiner Zeit als Oberbürgermeisterin reiste ich als Vertreterin der Stadt ein zweites Mal nach Tempe, um das 20-jährige Bestehen der Städtepartnerschaft zu begehen. Ich wollte der Stadt Geld sparen und flog ohne Begleitung. Auf dem Rückweg hatte ich einen Zwischenstopp in Denver, weil es günstiger war. Von dort ging es weiter nach Frankfurt am Main und dann mit dem Zug nach Regensburg. Ich war ungefähr 38 Stunden unterwegs und setzte mich trotzdem ohne Pause in die nächste Bürgerversammlung. Ich glaube, es ging um die Osttangente, also um eine auch inhaltlich sehr kontrovers geführte Debatte. Mein Leben war eben angefüllt mit Politik. Im Rückblick wundere ich mich manchmal über meine Ausdauer.



*Aberdeen und Regensburg feierten 40-jähriges Städtepartnerschaftsjubiläum in Schottland, 1995.*

Auf meinen Reisen als Oberbürgermeisterin begleitete mich mein Mann nie. Er fand das nicht erstrebenswert und ich, ehrlich gesagt, auch nicht. Heute denke ich mir, vielleicht wäre es doch schön gewesen, aber es fühlt sich etwas fremd an.

Auch die Gründung der Städtepartnerschaft mit Pilsen fiel in meine Amtszeit. Nach dem Ende von Sowjetunion und Warschauer Pakt richteten wir unseren Blick – auch in Bezug auf die Städtepartnerschaften – nach Osten. Wir waren neugierig auf die Menschen jenseits des Eisernen Vorhangs, der ja von Regensburg aus nicht einmal 100 Kilometer entfernt war. Bereits vorher hatten Bürgerinnen und Bürger aus Regensburg in Pilsen Freundschaften geschlossen. Viele Menschen in Pilsen sprachen deutsch, weil sie es von ihren Eltern gelernt hatten. Der Stadtrat und Slawist Walter Annuss setzte sich sehr für die Partnerschaft mit Pilsen ein, die uns aber nicht nur auf dem Papier wichtig war. Vielmehr suchten wir den lebendigen Austausch. Denn so konnten wir auch einen Beitrag dazu leisten, dass Vorurteile abgebaut werden. Nach dem Zweiten Weltkrieg waren Schimpfworte wie „Sudetenbeidl“ in Regensburg und anderswo ziemlich verbreitet. Es gab Redewendungen wie „polnische Wirtschaft“ für Schlamperei oder „französisch einkaufen“ für Diebstahl. Glücklicherweise sind diese Begriffe weitgehend verschwunden, die Jüngeren kennen sie meist nicht mehr.

### **Wir waren neugierig auf die Menschen jenseits des Eisernen Vorhangs.**

Heute wird an den Schulen in der Tschechischen Republik wieder Deutsch gelehrt. Lange Zeit war der Jugendaustausch auch hier eher einseitig: Tschechische Jugendliche wollten gerne nach Regensburg, studierten an der Universität oder kamen für ein Auslandsjahr nach Deutschland, wogegen deutsche Jugendliche nur schwer für Pilsen zu begeistern waren. Das hat sich geändert, inzwischen ist Pilsen attraktiv für junge Leute. Spätestens nachdem Pilsen 2015 Europäische Kulturhauptstadt war, zog es auch Studierende aus dem Westen immer mehr an die dortige Hochschule.

Aberdeen, Brixen, Clermont-Ferrand, Tempe, Odessa und Pilsen – das waren zu meiner Zeit als Oberbürgermeisterin Regensburgs Partnerstädte. 2005 kam Budavár in Ungarn und 2009 schließlich Qingdao in China dazu. Dabei hätte Regensburg schon in den 1990er Jahren eine Partnerschaft mit einer chinesischen Stadt begründen können. Denn eines Tages erreichte mich als Oberbürgermeisterin ein Anruf aus dem bayerischen Kultusministerium: „Frau Meier, wir haben hier den Wunsch einer chinesischen Stadt, die eine Partnerschaft in Bayern wünscht. Wäre das nichts für Regensburg?“ Die Stadt müsste sich allerdings innerhalb einer Woche entscheiden. Dass die Chinesen Druck machten, gefiel mir zwar nicht, aber ich kannte das schon von Verhandlungen aus dem Landtag. Damals führte ich ja Gespräche mit Shanghai,

als die Millionenstadt eine Partnerschaft mit einer Universität in Bayern eingehen wollte. Also sprach ich mit den Stadtratsfraktionen und trug ihnen das Ansinnen der chinesischen Stadt vor. Die CSU war dagegen. China sei viel zu weit weg, argumentierten sie. 20 Jahre später feierten sie die Partnerschaft mit Qingdao als großen Erfolg. Wieder einmal war ich ein bisschen früh dran mit meinen Vorschlägen. Doch auch wer zu früh kommt, den bestraft die Geschichte.

Meine frühe Zeit als Oberbürgermeisterin war wirklich aufregend. Eines Tages rief mich Hans

**Zehetmeier:  
Es sei dringend,  
ein Steuerproblem.**

Zehetmair, bayerischer Kultusminister, an und bat mich, möglichst noch in derselben Woche nach München zu kommen. Es sei dringend, ein Steuerproblem. Mehr verriet er nicht. Also vereinbarten wir einen Termin und ich fuhr nach München. Als ich in seinem Amtszimmer in der Münchner Salvatorstraße Platz nahm, kam er gleich zur Sache: „Wir haben ein Problem, und zwar mit der Fürstin“, begann er das Gespräch. „Wir?“ – ohne mich hätte es dieses Wir in diesem Raum gar nicht gegeben. Er meinte also Regensburg. Zehetmair sprach von Fiduziarität. Fürstin Gloria von Thurn und Taxis war nach dem Tod ihres Ehemannes, des Fürsten Johannes von Thurn und Taxis, Millionen-Erbin geworden und zur Erbschaftssteuer verpflichtet. Ihr Kapital war jedoch in Immobilien und Sachwerten gebunden. Ein Teil des beweglichen Erbes an Kunstgegenständen und Antiquitäten sollte nun unter den Hammer kommen und versilbert werden. In diesem Gespräch bat mich der Kultusminister persönlich darum, dabei mitzuhelfen, dass die geplante Versteigerung reibungslos vonstattengeht. Schließlich bereiteten 100 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von Sotheby's die auf neun Tage angesetzte Auktion für zwei Millionen Mark vor. Sie brachte dann 14 Millionen Mark ein und war Stadtgespräch. Viele Regensburgerinnen und Regensburger nahmen Anteil und manche, die weder überflüssiges Geld noch Platz für aus der Mode gekommene Kunstgegenstände der Aristokratie hatten, kauften sich vielleicht als Erinnerung an sehr außergewöhnliche Tage in unserer Stadt für 60 Mark einen Katalog. Zur Versteigerung reisten Kunsthändler aus ganz Europa an und tummelten sich in den Gassen rund um das Rathaus. Ich weiß nicht mehr, wer das Taufgeschirr von Johannes von Thurn und Taxis ersteigerte, aber es wechselte wie viele andere Dinge an einem dieser Tage den Besitzer.

Besonders beeindruckte mich während meiner Zeit als Oberbürgermeisterin die Begegnung mit Václav Havel. Ich mochte seine Art, seine Auffassung von Politik, seine Rolle in der Samtenen Revolution und bei der deutsch-tschechischen Aussöhnung. Wenn es nach mir gegangen wäre, hätte er den ersten Brückenpreis der Stadt Regensburg erhalten. Diese Auszeichnung war vom Regensburger Stadtrat 1995 anlässlich des Jubiläums „750 Jahre Stadtfreiheit“ ins Leben gerufen worden. Sie sollte Menschen zuteilwerden, die sich für ein friedliches Zusammenleben in beständigem Dialog und Miteinander einsetzten. Leider wurde

ich überstimmt und der erste Brückenpreis ging an den Historiker, Publizisten und ehemaligen Außenminister von Polen Wladyslaw Bartoszewski. Bartoszewski leistete nach dem Überfall Hitlers auf Polen 1939 Widerstand und wurde nach einer Razzia gegen polnische Intellektuelle ins Konzentrationslager Auschwitz gebracht. Vor allem eine Stadträtin der CSU hatte sich damals dagegengestemmt, dass Václav Havel den Brückenpreis bekam. Havel erhielt den Preis schließlich 2006.



*Der Brückenpreis für den polnischen Außenminister Wladyslaw Bartoszewski, 1995*

Über die Verleihung von Preisen zu streiten, ist für mich ein absolutes Tabu. Ich finde, das schwächt Stifter und Geehrte. Es gehört sich nicht. Wenn ich jetzt lese, wie sogar die

Zeitungen darüber berichten, wie im Stadtrat über die Vergabe von Preisen gestritten wird, dann bin ich peinlich berührt. Diskussionen über Ehrungen sollten meiner Meinung nach nicht an die Öffentlichkeit dringen, bis alles unter Dach und Fach ist. Eigentlich sollten Preise nur bei einstimmigen Beschlüssen vergeben werden. Bei der Wahl zwischen Havel und Bartoszewski

**Über die Verleihung von Preisen  
zu streiten, ist für mich  
ein absolutes Tabu.**

waren beide absolut würdige Preisträger und dann hat man sich eben wegen des Einspruchs einer CSU-Stadträtin für Bartoszewski entschieden. 2022 erhielt der Regensburger Unternehmer Michael Buschheuer den Brückenpreis der Stadt Regensburg. Buschheuer gründete 2015 die Seenotrettungsorganisation Sea Eye, die seitdem 16.000 Geflüchtete vor dem Ertrinken im Mittelmeer rettete. 2020 wurde Buschheuer bereits von der Stadt München mit dem renommierten Georg-Elser-Preis für Zivilcourage ausgezeichnet.

Natürlich durfte ich als Oberbürgermeisterin der viertgrößten Stadt Bayerns auf den Versammlungen des Bayerischen und des Deutschen Städtetags nicht fehlen. Ich fiel auf unter den vielen Männern in dunklen Anzügen und weißen Hemden. Oberbürgermeisterinnen waren zu Beginn der 1990er Jahre selten. In Bayern war ich die erste. Wenn ich zu Veranstaltungen oder Empfängen ging und den Raum betrat, würdigte mich niemand eines Blickes. Dann stellte ich mich ans Rednerpult, ergriff das Wort und sah in höchst überraschte Gesichter. Ich erinnere mich an eine Versammlung in Karlsruhe, auf der mich eine der wenigen anwesenden Frauen ansprach. Sie müsse einmal mit mir reden. Ihre Frage war in einer Weise direkt, wie ich sie

**Die Frau fragte:  
Wie wird man  
Oberbürgermeisterin?**

bis dahin nicht erlebt hatte. Die Frau fragte: „Wie wird man Oberbürgermeisterin?“ Daraufhin erzählte ich ihr, wie meine politische Karriere bis dahin verlaufen war.

Wie schwer ich es als Oberbürgermeisterin im Stadtrat und in der Verwaltung hatte, verriet ich meiner Gesprächspartnerin in Karlsruhe nicht. Meine Amtszeit war schwierig, weil im Stadtrat keine stabilen Mehrheiten gebildet werden konnten. Die SPD hatte damals nur 19 von 51 Stimmen. Mit meiner Stimme waren es 20. Für eine einfache Mehrheit brauchte ich 26 Stimmen und die CSU war die stärkste Fraktion. Das war so ähnlich wie bei meiner Nachfolgerin 24 Jahre später, allerdings mit einem entscheidenden Unterschied: Gertrud Maltz-Schwarzfischer bildete 2020 eine Koalition aus SPD, Freien Wählern und FDP, die hoffentlich hält. Ich dagegen vertraute damals auf die Kraft des Wortes, lebte nach dem Motto „Ausgemacht ist ausgemacht“, fand, dass ein Handschlag etwas gilt, obwohl ich die Ränkespiele in der Politik nun schon seit vielen Jahren, wenn nicht Jahrzehnten, kannte. Allzu oft musste ich feststellen, dass das nicht alle so sahen wie ich. Mein Nachfolger Hans Schaidinger regierte von vornherein sehr strategisch. Er verhandelte tagelang und setzte Verträge auf. In denen waren alle Eventualitäten berücksichtigt und jeder wusste, woran er war. Ich dagegen war fasziniert von einer direkten, unkomplizierten Politik, die auf gegenseitiges Vertrauen setzte. Das war mein Ideal.

Meine engsten Mitarbeiter im Rathaus waren Rechtsreferent Eugen Rosenmeier und Verwaltungsreferent Lothar Pöschl, beides loyale, aufrichtige Beamte. Kulturreferent war Egon

Greipl, heute Generalkonservator des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege. Ich erinnere mich noch an das Versprechen einer FDP-Politikerin. Sie versicherte mir, ihn nicht zu wählen und hat es dann doch getan, weil sie mit Greipl befreundet war. Wieder galt ein Handschlag nichts. Bis 1992 war Bernd Meyer Kulturdezernent, allerdings hatte dieser mit den kulturpolitisch höchst ambitionierten SPD-Stadträten Walter Annuss und Klaus Caspers seine liebe Not. Irgendwann kam Meyer zu mir und sagte: „Weißt du was? Wenn es eine andere Stelle für mich gibt, geh‘ ich.“ Er ging zum Deutschen Städtetag und war dort bis 2004 Kulturdezernent. In Regensburg hatte er wirklich etwas bewegt.

Bernd Meyer war noch Dezernent. Nach dem Vorbild anderer größerer Städte in Bayern, wie München, Nürnberg oder Augsburg, schien es mir klüger, bei meinen wichtigsten Beratern auf Referenten umzustellen. Dezer-  
nenten sind Laufbahnbeamte, Referenten werden gewählt. Ich dachte, wer abgewählt werden konnte, wäre engagierter und motivierter, aber das war ein Trugschluss. Ich weiß nicht, ob ich das heute noch genauso machen würde.

**Nach dem Vorbild  
anderer größerer Städte  
in Bayern schien es mir klüger,  
bei meinen wichtigsten Beratern  
auf Referenten umzustellen.**

Umweltreferent war Hans-Joachim Hoffmann. Dieses Referat führte ich ein, denn es war mir wichtig. Umweltschutz war für mich ein wichtiger Bestandteil einer engagierten Kommunalpolitik. Mit Hoffmann kam jemand in meinen Beraterkreis, der tatkräftig war und etwas bewegen wollte. Dabei legte er sein Engagement für Umwelt und Natur nicht an der Rathaustür ab, wenn er abends nach Hause ging. Er wohnte in Burgweinting und gründete dort den Gartenbauverein. Hier vermittelte er praktisches Naturerleben in der Nachbarschaft. Alt und Jung konnte erfahren, was Leben mit der Natur bedeutete, von Pflanzaktionen über Schulaktionen wie das „Grüne Klassenzimmer“ bis hin zum Schweinebraten aus dem Dorfbackofen am Aubach.

Als die Stelle für die Pressesprecherin der Stadt Regensburg neu ausgeschrieben worden war, hatte sich auch Harald Raab beworben. Dieser war damals Chefredakteur bei der Regensburger Boulevard- und Wochenzeitung Die Woche, die bis 1998 jeden Donnerstag erschien und mit dem Slogan „Die Woche bringt es an den Tag!“ für kritischen Lokaljournalismus warb. Später arbeitete der 1939 in Mähren geborene Harald Raab bei der Mittelbayerischen Zeitung. Ich hätte ihn sehr gerne eingestellt und er wäre auch gerne gekommen, aber das Gehalt war ihm zu bescheiden. Pressesprecherin der Stadt Regensburg wurde eine andere Bewerberin.

Ich war gerade 14 Tage im Amt, als der Leiter des Fuhramts auf mich zukam und mich über die prekäre Lage der städtischen Müllabfuhr informierte: „Wenn Sie mir nicht schnell eine Möglichkeit nennen, wo ich den Müll abladen kann, muss ich die Müllabfuhr einstellen.“ Das

saß und setzte mich selbstverständlich unter Druck. Hintergrund dieser Ansage war, dass das Innenministerium 1965 die städtische Mülldeponie in Haslbach genehmigt hatte, diese jedoch 1990 aus Umweltschutzgründen schließen musste. Regensburg stand jetzt ohne Müllablademöglichkeit da. Ich setzte mich also ans

### **Regensburg stand jetzt ohne Müllablademöglichkeit da.**

Telefon und führte Gespräche mit den Landräten der benachbarten Städte. Möglicherweise hatte einer von ihnen ein größeres Kontingent bei der Müllverbrennungsanlage in Schwandorf, das er teilen wollte, oder eine Mülldeponie, die noch zusätzlichen Müll aufnehmen konnte. Der Einzige, der mir schließlich weiterhalf, war der Regensburger Landrat Rupert Schmid. Er gehörte zu den Mitbegründern des Müllzweckverbandes Schwandorf, der Betreiberorganisation der dortigen Müllverbrennungsanlage. Ich kam mit Schmid überein, dass die städtische Müllabfuhr die Landkreisdeponie in Pentling mitbenutzen konnte. Ich verstand mich gut mit Rupert Schmid. Wir tauschten uns aus und pflegten eine kommunale Politik über die Stadt- und Landkreisgrenzen hinweg. Das war damals keine Selbstverständlichkeit, aber absolut notwendig, weil politische Herausforderungen nicht an kommunalen Grenzen Halt machen.

Jetzt hatte ich das Müllproblem zwar kurzfristig gelöst, aber langfristig noch nicht. Ich war der festen Überzeugung, dass die Müllmengen reduziert werden mussten. Sollte Regensburg deshalb auf das bevorstehende Bürgerfest verzichten? Nein, wir hatten eine bessere Idee. Mit dem Leiter des Fuhramts entwickelte ich Konzepte für weniger Müll auf unseren Stadtfesten, ganz nach dem Motto: „Entweder wir schaffen eine müllfreie Dult oder es gibt keine Dult.“ Wir riefen die Regensburger und Regensburgerinnen dazu auf, möglichst wenig Müll zu produzieren. Die Transparente mit der Aufschrift „Regensburg – kein Müllfest“, die zwischen den Häuserfronten der Gassen und Straßen hingen, waren Teil einer Kampagne mit dem Bund für Umwelt und Naturschutz. Ich war beeindruckt, wie die Menschen mitgemacht haben, zum Beispiel auf Servietten verzichteten und sich stattdessen mit ihren Stofftaschentüchern die Hände abwischten. Die Bilanz lautete: Zwei Drittel weniger Müll als bei vorangegangenen Dulten. Wir führten sehr erfolgreich müllarme Dulten und Christkindmärkte ein. Unsere Stadtfeste waren beispielgebend für viele andere Städte.

Nicht nur der Müll, auch der Lieferverkehr in der Altstadt bereitete mir als Oberbürgermeisterin Sorgen. Hier fanden wir ebenfalls eine unkonventionelle Lösung und arbeiteten dafür mit dem Regensburger Autobauer BMW und anderen Beteiligten zusammen. Damit nicht jeder Betrieb und jedes Geschäft die eigene Bestellung anliefern ließ, wurden die Lieferverkehre in der Altstadt gebündelt. Dieses intelligente Konzept entlastete wirklich. Schade, dass die Nachfolgeregierung unter Hans Schaidinger es wieder rückgängig machte. Heute ringen Vertreter aus Wirtschaft, Stadtverwaltung und Gesellschaft erneut um eine nachhaltige Gestaltung

der Lieferverkehre für die Regensburger Altstadt. Ich finde nicht, dass die Altstadt Tag und Nacht für den Verkehr geöffnet sein sollte. Um die Wohnqualität zu erhalten, muss der viel stärker eingeschränkt werden.



*Archäologische Grabungen auf dem Neupfarrplatz zu Beginn der 1990er Jahre mit Archäologin Silvia Codreanu (l.) und Kulturreferent Egon Greipl (2. v. l.)*

So widersprüchlich und unversöhnlich Soziales, wirtschaftliche Belange und der Umweltschutz zunächst auch schienen, mit verantwortungsbewussten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern gelang es, vieles zu integrieren. Schließlich schmetterten wir sogar die Pläne für eine Hochwasserschutzmauer ab. In den Jahren vor meiner Amtszeit als Oberbürgermeisterin war für die Errichtung einer Hochwasserschutzmauer in Stadtamhof geworben wurde. Stadtamhof wäre sozusagen eingemauert worden, beim Spitalgarten hätte eine zwei Meter hohe Hochwassermauer den Blick auf Dom und Steinernen Brücke versperrt. Oberer und Unterer Wöhrd wären überflutet worden. Unglaublich. 1995 wurde die verantwortliche Position im bayerischen Innenministerium neu besetzt. Daraufhin wurde auch der Hochwasserschutz in Regensburg überdacht und die Argumente der Mauergegner wurden angehört. Schließlich wurde eine Lösung gefunden, die für die Bewohnerinnen und Bewohner und die historische Altstadt verträglicher war.

In meiner Zeit als Oberbürgermeisterin hieß es immer wieder: Sparen, sparen, sparen! In dieser angespannten Haushaltssituation kamen im Herbst 1994 Flüchtlinge nach Regensburg. Wir sollten innerhalb von acht Tagen 500 junge Kosovo-Albaner unterbringen, ihnen aber auch Verpflegung und Deutschkurse bereitstellen, und zwar mit möglichst wenigen Mitteln. Damals war die Bevölkerung Flüchtlingen gegenüber noch sehr ablehnend eingestellt. Im Gegensatz dazu sind die meisten Mitbürgerinnen und Mitbürger heute sehr aufgeschlossen und gesprächsbereit, wenn es um Flüchtlinge geht. Nach dem russischen Angriff auf die Ukraine zeigte sich wieder, wie bereitwillig Regensburg Ukrainerinnen und ihre Kinder aufnahm.

Trotz leerer Kassen konnte mit Baureferent Günter Stöberl ein moderner und nachhaltiger

**Zwischen 1990 und 1996  
wurden verstärkt Mittel  
in den sozialen Wohnungsbau  
in Regensburg investiert.**

Wohnungsbau innerhalb der historischen Altstadt realisiert werden. Zwischen 1990 und 1996 wurden verstärkt Mittel in den sozialen Wohnungsbau in Regensburg investiert: Es entstanden 10.000 Wohnungen in sechs

Jahren. Nie zuvor war so viel Wohnraum in so kurzer Zeit geschaffen worden, die Zahl der Wohnungssuchenden sank deutlich. Schöner Nebeneffekt: Wohnungen wurden erschwinglicher. Für den sozialen Wohnungsbau wurden 12 Millionen Mark zur Verfügung gestellt, damals eine Menge Geld. Von Bebauungsplänen bis hin zu Sanierungskonzepten nutzten wir verschiedene Instrumente, um preisgünstigen Wohnraum in unserer Stadt zu sichern. Außerdem wurden städtische Grundstücke an die Stadtbau GmbH zum Zwecke des Wohnungsbaus übereignet.

In meiner Amtszeit förderten wir den Radverkehr mit einer Million Mark für neue Radwege und verbesserten durch den Ausbau der Buslinien den öffentlichen Nahverkehr. Für noch mehr Lebensqualität setzte ich auf Verkehrsberuhigung. Bis 1993 wurden alle Wohngebiete in der Stadt vom Durchgangsverkehr befreit. Gleich nach meinem Amtsantritt beauftragte ich die Verwaltung, darüber nachzudenken, wie das Tempo in Wohnstraßen verringert und unnötige Durchfahrten verhindert werden könnten. Das Ergebnis waren weiß-rot lackierte Beton-Poller, spöttisch titulierte als „Christa-Meier-Hütchen“, obwohl jeder sah, wie einfach, kostengünstig und wirkungsvoll diese Methode war. Salzburg machte das damals schon vor. Versenkbare Poller fand ich auch für Regensburg attraktiv. Innenstadtbewohnerinnen und -bewohner könnten einfahren, weil sie einen Schlüssel zum Versenken der Poller hätten und Auswärtige parkten am Altstadtrand. Warum nicht? Heute ginge das sicher noch bequemer mit Fernbedienung. In Regensburg versuchte ich wiederholte Male, ein solches Konzept umzusetzen. Es war aussichtslos.

Die Wohnverkehrsstraßen, die es heute in Regensburg gibt, haben in meinen Augen mit Verkehrsberuhigung rein gar nichts zu tun. Im Gegenteil. Sie führen dazu, dass jeder in die Altstadt fährt, zum Beispiel in die Gesandtenstraße. Alle Augenblicke fährt da ein Auto durch. Das geht zulasten der Lebens- und Aufenthaltsqualität. Im OB-Wahlkampf 1996 versprach mein Herausforderer Hans Schaidinger, er werde im Falle eines Wahlsieges die Beton-Poller umgehend auswechseln. Heute wissen wir, dass die Verkehrsberuhigung der Regensburger Altstadt in der 16-jährigen Amtszeit Hans Schaidingers einen spürbaren Rückschritt erlebte.

**Die Wohnverkehrsstraßen,  
die es heute in Regensburg gibt,  
haben in meinen Augen  
mit Verkehrsberuhigung  
rein gar nichts zu tun.**

Für die Rettung eines weiteren Kleinods unserer Stadt durfte ich mich persönlich stark machen. Das 1898 vom jüdischen Geschäftsmann und Kunstradfahrer Simon Oberdorfer erbaute Velodrom sollte während meiner Amtszeit abgerissen werden. Die Altstadtfreunde engagierten sich für den Erhalt des Gebäudes und konnten mit meiner Unterstützung rechnen. Umfangreiche Spenden aus der Bürgerschaft ermöglichten schließlich die Sanierung des Velodroms, das von 1998 bis 2021 als Spielstätte des Theaters Regensburg genutzt wurde. Zunächst als Provisorium und Ersatzspielstätte für das Theater am Bismarckplatz gedacht, erfreute es sich großer Beliebtheit bei Theaterbetrieb und Publikum. Jetzt wird das Velodrom erneut renoviert. Brandschutz etc. werden den neuesten Anforderungen angepasst, bevor es wieder als Spielstätte genutzt werden kann. Der Erhalt des Velodroms ist eine Erfolgsgeschichte, die das Gebäude neu ins Bewusstsein der Regensburgerinnen und Regensburger rückte. Nebenbei bemerkt, streift seine Geschichte auch die der Sozialdemokratie. Seit seiner Eröffnung wurde die Radsporthalle für zahlreiche gesellschaftliche Veranstaltungen wie Varieté, Tanz und vieles mehr vermietet. Aus sozialdemokratischen Kreisen wird berichtet, dass sie sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts immer wieder bei Simon Oberdorfer eingemietet hätten, weil es nicht leicht war, im katholisch-klerikalen Regensburg Veranstaltungsräume zu finden. Im Saal des Velodroms traten so bekannte sozialdemokratische Politikerinnen und Politiker wie Georg von Vollmer, Kurt Eisner oder Toni Pfülf auf. Ende der 1920er Jahre ließ Oberdorfer sein Velodrom zum Kino umbauen. 1938 musste er es verkaufen. Der politische Druck auf die jüdische Bevölkerung war zu groß geworden. Als Autowerkstätte, Lichtspielhaus und Pornokino wurde das Velodrom bis 1974 betrieben, bevor wir es in den 1990er Jahren vor dem Abriss bewahren konnten.



**Konservatives  
Erbe –  
fortschrittliche  
Politik**



*Im Wahlkampf, 1995*

Weil mir die Gleichberechtigung von Männern und Frauen von jeher wichtig war und die sich nur mit einer funktionierenden Kinderbetreuung realisieren lässt, stand auch diese ganz oben auf meiner politischen Agenda. Zwischen 1990 und 1996 wurden in Regensburg rund 550 Kindergarten- und 300 Kinderhortplätze geschaffen. Zwar war die beißende bis gehässige Kritik der konservativ und konfessionell geprägten Kräfte in der Stadtgesellschaft nicht zu überhören, aber ich ließ mich davon nicht beirren. Mir ging es um die Entlastung der vielen Familien, die ein gleichberechtigtes Rollenverständnis leben wollten oder sich zunehmend aneignen mussten, weil ein Einkommen allein längst nicht mehr reichte, um ein gutes Auskommen für eine ganze Familie zu sichern. Im Sinne der Gleichberechtigung und Unabhängigkeit von Frauen genossen diese Einrichtungen in meiner Amtszeit höchste Priorität.



*Im Kinderhort, um 1995*

Eine meiner liebsten Neuerungen war die Mittagsbetreuung an städtischen Schulen, die bereits 1990 eingeführt wurde. Eine Gruppe berufstätiger Mütter, darunter die spätere CSU-Stadträtin Bernadette Dechant, wies auf diese Lücke in der Kinderbetreuung hin. Sie argumentierten, dass bei Kindergartenkindern die Betreuung gewährleistet sei, wenn die Kinder in die Schule kämen, würde es aber schwierig. Das Ergebnis meines Treffens mit den Frauen war die Mittagsbetreuung an Regensburger Schulen, erst an Grundschulen, dann auch an Hauptschulen, die offen für alle

ist. Diese Regensburger Innovation verkaufte das bayerische Kultusministerium später als eigenes Modell. Dadurch fühlte ich mich noch lange nach meiner Zeit als Oberbürgermeisterin bestätigt, denn was plagiiert wird, muss richtig gut sein. Interessanterweise kannte ich ein solches Verhalten schon aus dem Landtag. Die SPD stellte einen Antrag, der wurde abgelehnt und ein halbes Jahr später kam er ein bisschen umformuliert im neuen Mäntelchen wieder daher – präsentiert von der CSU.

Mir war klar, dass man für Innovationen nicht gleich belohnt wird, sondern – wenn überhaupt

**Auf viele meiner Neuerungen  
blickten vor allem  
Konservative  
mit großer Skepsis.**

– erst sehr viel später. Auf viele meiner Neuerungen blickten vor allem Konservative mit großer Skepsis und erkannten erst nach Jahren ihre Qualität. Abgesehen von der genannten CSU-Stadträtin, die zu den Geburtshelferinnen der Mittagsbetreuung an Schulen

zählte, wurde ich von den Konservativen schwer beschimpft. Ich wolle die Kinder verstaatlichen, lautete einer der unzähligen Vorwürfe. Auch die Kinderkrippen entstanden durch private Initiative. Hier engagierten sich federführend einige FDP-Mitgliedsfrauen.

Ähnlich erging es mir mit dem Seniorenamt in der Stadtverwaltung. Mit seiner Einführung unmittelbar nach Beginn meiner Amtszeit als Oberbürgermeisterin gehörte die Regensburger Stadtverwaltung zur kommunalen Avantgarde. Ich verstand schon, dass eine Kinderbetreuung und ein Seniorenamt das Gesellschaftsbild herausforderten, das auf die Großfamilie setzt, in der sich eine Generation um die andere kümmert. Allerdings lebten wir im ausgehenden 20. Jahrhundert längst in einer völlig anderen Welt. Die Konservativen im Stadtrat taten sich schwer mit dieser Erkenntnis und verbannten Kinderkrippen gern in das Reich des Bösen. Ob man davon überzeugt war oder nicht, ob es einem gefiel oder nicht, die Wirklichkeit zeigte aber, dass Betreuungseinrichtungen für Kinder und Senioren notwendig waren. Indem ich mich für Kinder und Senioren stark machte, unterstützte ich Familien, insbesondere Frauen, weil sie es waren, die sich um die Jungen und die Alten kümmerten. Meine Arbeit orientierte sich an der Lebenswelt der Frauen, denn die Männer waren weit davon entfernt, einen Teil dessen zu übernehmen, was heute als Care-Arbeit bezeichnet wird. Meine Devise war: Frauen stärken und Menschen befähigen, ihre Geschicke selbst in die Hand zu nehmen.

In das Schulwesen – und damit in die Bildung der nächsten Generation – investierte die Stadt in meiner Amtszeit fast 120 Millionen Mark. Die größten Posten waren der Neubau der Clermont-Ferrand-Schule und der Grundschule Burgweinting. Auch der Sport profitierte. Nach langen Standortdebatten wurde die neue Eishalle und heutige Donau-Arena im Stadtoften beschlossen – zur Austragung von Eishockey-Turnieren, Konzerten und anderen Events mit Sitzplätzen für mehr als 4.000 Menschen.

Ein Meilenstein in Bezug auf die Gleichstellung der Geschlechter innerhalb der Stadtverwaltung war die Einführung einer Dienstrechtsvereinbarung. Waren ein Mann und eine Frau gleich qualifiziert, sollte die Frau den Zuschlag bekommen. Das war nicht leicht durchzusetzen, gelang aber schließlich doch. Und wieder war die Stadtverwaltung Regensburg unter meiner Führung Avantgarde, lange bevor es ein Gleichstellungsgesetz gab. Die Praxis gestaltete sich schwierig, denn die meisten Personalverantwortlichen in der Stadtverwaltung waren mindestens so konservativ wie mein Vorgänger im Amt, der CSU-Politiker Friedrich Viehbacher, der einen deutlich anderen Führungs- und Politikstil gepflegt hatte. Nur wenn soziale Gründe dagegensprachen, entschieden wir gegen die Frau, etwa wenn eine alleinstehende Frau mit einem Familienvater konkurrierte, der drei oder vier Kinder zu versorgen hatte. In solchen Fällen erhielt der Mann die Stelle. Aber wenn die Verhältnisse gleich waren und die Noten auch, dann kamen die Frauen zum Zug.

### **Frauen in Führungspositionen? Das mochten nur wenige leitende Beamte in der Regensburger Stadt- verwaltung in den 1990er Jahren.**

Frauen in Führungspositionen? Das mochten nur wenige leitende Beamte in der Regensburger Stadtverwaltung in den 1990er Jahren. Bei den regelmäßigen

Wochenbesprechungen am Montagmorgen und bei vielen anderen Zusammenkünften war ich die einzige Frau. Manchmal kamen mir abfällige Bemerkungen zu Ohren, Redensarten, die die Männer wohl wählen, wenn sie unter sich sind. Diese Sprüche forderten die Einführung einer „Chauvi-Kasse“ regelrecht heraus. Immer wenn einer der Herren eine abfällige Bemerkung über Frauen fallen ließ, forderte ich ihn auf: „Bitte fünf Mark in die Chauvi-Kasse!“ Natürlich passte das den wenigsten, aber ich machte Ernst und allmählich fingen die Herren an, über ihr Verhalten nachzudenken.

Meine Arbeit als Oberbürgermeisterin empfand ich oft als Höllenjob. Ein 14- bis 16-Stunden-Tag war keine Seltenheit, hart und anstrengend. Vor allem die Fraktionsmitglieder der CSU waren mir gegenüber von vornherein ablehnend eingestellt. Wegen der schwierigen Mehrheitsverhältnisse im Stadtrat musste ich bei jeder Entscheidung mit jedem einzelnen Stadtrat und jeder einzelnen Stadträtin Gespräche führen und Überzeugungsarbeit leisten. Wenn es mir schließlich gelungen war, die Kolleginnen und Kollegen aus den anderen Fraktionen mitzunehmen, kam wieder einer von den eigenen Leuten und sagte: „Du weißt ja, Christa, ich unterstütze dich immer, aber in diesem Fall, da kann ich nicht ...“ Ich kam mir vor wie Sisyphos. Immer, wenn ich glaubte, am Ziel zu sein, fing ich wieder von vorne an, bis ich für eine einfache Mehrheit 26 Stimmen zusammenhatte.

Mir ging es während meiner Amtszeit um Integration und eine stabile Stadtregierung. Trotz des steten Gegenwinds aus der stärksten Oppositionspartei, setzte ich mich deshalb für die CSU-Frau Hildegard Anke als dritte Bürgermeisterin ein. Seit 1972 gehörte sie dem Regensburger Stadtrat an. 1921 in Breslau geboren, feierte sie am 26. Juni 2021 ihren 100. Geburtstag. Zur Feier dieses Tages schrieb die Mittelbayerische Zeitung: „Es musste erst eine Frau OB werden, damit Anke Bürgermeisterin werden konnte.“ Ja, genau so war das. Mich freute diese späte Einordnung sehr, auch wenn Hildegard Anke in einer Stadtregierung mit mir an der Spitze reine CSU-Politik betrieb. Einzig bei der Abstimmung über die städtischen Haushalte hielt sie sich an ihre Zusage, jeweils ihre Zustimmung zu geben.



*Hildegard Anke wurde Dritte Bürgermeisterin.*

Zweiter Bürgermeister wurde damals Walter Anness, der auch innerhalb der eigenen Fraktion umstritten war. Neben ihm hatten Jochen Wahnschaffe und Norbert Hartl das Amt angestrebt. Um hier eine Lösung zu finden, saßen wir vor meinem Amtsantritt einen Tag von früh um neun bis abends um acht zusammen. Ich achtete sehr genau darauf, vor meiner Amtszeit nicht zu Besprechungen ins Rathaus einzuladen, und hatte sie deshalb in mein Büro in der Richard-Wagner-Straße gebeten, wo mein Mann viele Jahre sein Architekturbüro hatte. Jedenfalls dauerte unser Treffen sehr lange. Keiner wollte nachgeben. Eigentlich hatte ich vor, Walter Anness mein Landtagsmandat zu vererben, den Juristen Jochen Wahnschaffe zum zweiten Bürgermeister zu machen und Norbert Hartl den Fraktionsvorsitz anzutragen. Schließlich traf

ich eine andere Entscheidung und weiß bis heute nicht, ob es die richtige war. Weil ich mit Annuß am längsten zusammengearbeitet hatte, entschied ich mich aus Loyalität für ihn als zweiten Bürgermeister, Wahnschaffe ging in den Landtag und Hartl wurde SPD-Fraktionsvorsitzender.

Als Stadtoberhaupt biss ich mir die Zähne aus, und zwar im übertragenen wie auch wörtlichen Sinne. Ich hatte eigentlich die sehr guten Zähne der Stangl-Familie geerbt. Der Stangl-Groß-

**Als Stadtoberhaupt  
biss ich mir die Zähne aus,  
und zwar im übertragenen  
wie im wörtlichen Sinne.**

vater starb mit 87 Jahren im vollen Besitz all seiner Zähne. Das war für die damalige Zeit keine Selbstverständlichkeit. Die Zähne meines Großvaters waren zwar gelb und braun vom Virginia-Rauchen, aber kerngesund. Alle saßen am rechten Fleck. So stand es auch um meine Zähne, bis zu einem Montagmorgen. Ich muss ungefähr zwei Jahre im Amt gewesen sein und hatte wie jede Woche um die gleiche Zeit die Referenten zur Wochenbesprechung einberufen. Ich bin beileibe nicht wehleidig. An diesem Tag jedoch musste ich die Sitzung verlassen. Ich hatte so heftige Zahnschmerzen, dass ich sofort zum Zahnarzt ging. Dieser kommentierte: „Das ist ja kein Wunder, Frau Meier, Sie haben sich einen gesunden Backenzahn senkrecht durchgespalten.“ Der zweigeteilte Backenzahn musste entfernt werden. Sechs oder acht Wochen später passierte mir das Gleiche auf der anderen Kieferseite. Ohne es zu merken, knirschte ich wohl schon seit vielen Monaten nachts mit den Zähnen. So baute ich Druck ab, der tagsüber auf mir lastete.

Natürlich sprach ich abends, wenn ich aus dem Rathaus nach Hause kam, mit meinem Mann über Dinge, die mich belasteten. Wir schimpften gemeinsam oder lachten über die absurden Geschichten, die ich aus der Verwaltung erzählte. Hin und wieder riet mir mein Mann: „Schmeiß‘ es doch hin“, und damit ich es auch sicher hörte, wiederholte er: „Schmeiß‘ es doch hin, die sollen dich doch gernhaben.“ Ich schmiss nicht hin und Ludwig unterstützte meine politische Karriere weiter völlig uneingeschränkt. Vielleicht ging ihm der ganze Politzirkus manchmal auf die Nerven, an seiner Grundhaltung jedoch änderte das nichts. Ludwig hatte mich auch während meines Oberbürgermeister-Wahlkampfes begleitet, mich zu Veranstaltungen chauffiert, sodass ich mich auf der Heimfahrt im Auto ausruhen konnte.

In meiner Amtszeit als Oberbürgermeisterin versuchte ich sogar zwischen den Republikanern, damals eine Partei rechts der Mitte, und den Grünen zu vermitteln. Einer der ersten Grünen, die 1984 in den Regensburger Stadtrat einzogen, war Dieter von Schmädel, Medizinsoziologe an der Universität Regensburg. 1990 wiedergewählt, stellte er meine Geduld regelmäßig auf eine harte Probe. Er hatte etwas unglaublich Beharrendes. Das zeigte sich zum Beispiel bei einer Haushaltsdebatte, bei der es um 750 Millionen Mark ging. Zwei Stunden lang rang ich

mit dem edlen Ritter von Schmädell um 25.000 Mark für die Anschaffung eines Gabelstaplers für das Gartenamt. Ich schimpfte: „Dann geh‘ du nur raus ins Gartenamt und stemme die Doppelzentner Dünger ins Hochregal, dann weißt du, warum man dort einen Gabelstapler braucht.“ Das wirkte und Schmädell lenkte ein, dieses eine Mal zumindest, um bei der nächsten Gelegenheit wieder an meinen Nerven zu zerren. Ich wusste über die Arbeit im Gartenamt ziemlich genau Bescheid, schließlich war ich dort Verwaltungsrätin, so wie alle Mitglieder im Stadtrat Verwaltungsräte bei städtischen Ämtern waren.

### **Als Oberbürgermeisterin war ich Ansprechpartnerin für einfach alles.**

Als Oberbürgermeisterin war ich Ansprechpartnerin für einfach alles. Wenn ein Kanaldeckel nicht passte, wählte, wer sie kannte, meine Nummer für Notfälle. Wenn es brannte, dann rief die Feuerwehr bei mir an. Ich erinnere mich an einen Brand im Evangelischen Krankenhaus. Brandursache war eine Zigarette, obwohl das Rauchen in Krankenhäusern eigentlich verboten war und ist. Doch im obersten Stock hatten sich Schwestern und Pfleger zum Rauchen in ein Schwesternzimmer zurückgezogen. Eine Schwester öffnete die Tür, etwas fing Feuer und es kam zu einer Explosion. Das löste den Feueralarm aus. So schnell ich konnte, fuhr ich an den Unfallort. Für einen Menschen kam jede Hilfe zu spät, eine Krankenschwester überlebte mit schweren Verbrennungen.

Wenige Wochen später gab es einen weiteren Feueralarm. Es war an einem Adventssamstag, als jemand ins Telefon rief: „Frau Oberbürgermeisterin, das Theater brennt!“ Vor meinem geistigen Auge erschien ein lichterloh brennendes Theater und ich dachte an die Schilderung des Theaterbrands von 1849, die im Buch des Historikers und Volksschullehrers Karl Bauer zu lesen ist. Für seinen Beitrag zur Regensburger Stadtgeschichte wurde Karl Bauer 1980 mit der Albertus-Magnus-Medaille ausgezeichnet und 2001 mit dem Kulturpreis der Stadt Regensburg. 2011 wurde nach ihm ein Park im Stadtteil Kumpfmühl benannt. Jedenfalls musste ich nun an seine Zeilen denken: „Ein Brand auf dem Speicherraum des Theaters breitete sich mit ungeheurer Heftigkeit aus, und bald stand der Dachstuhl in Flammen. Vom Rathausturm ertönte das Feuersignal. In Eile formierten sich die Löschhelfer – eine Berufsfeuerwehr gab es damals noch nicht – und schöpften mit Feuereimern Wasser aus der Donau, das sie in langen Eimerketten zur Handdruckspritze vor den brennenden Theaterbau förderten. ...“ Damals – 1849 – brannte das Theater bis auf die Grundmauern ab und wurde mit großzügigen Spenden der Bürgerschaft wieder aufgebaut. Dieses Mal konnte das Feuer frühzeitig erstickt werden. Der Theatervorhang hatte sich während einer Vorstellung entzündet. Das Theaterpersonal reagierte vorbildlich, löschte den Brandherd und geleitete das Publikum in aller Ruhe nach draußen. Vor allem die Häufung der Brandereignisse in dieser Zeit irritierte mich.

Als Stadtoberhaupt saß ich in allen wichtigen Ausschüssen, war im Planungsausschuss, im Grundstücksausschuss, im Schul- und im Kulturausschuss. Ich nahm diese Ämter sehr ernst, arbeitete mich in die Themen ein, forderte meine Berater sowie den Regensburger Stadtrat durch Nachfragen immer wieder heraus, setzte neue Standards. Natürlich brachte mir das nicht nur Sympathie ein. Oft spürte ich Widerstand. Das ist normal bei Veränderungen. Später bekam ich mit, dass Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die ich von meinem Vorgänger selbstverständlich übernommen hatte, Allianzen gegen mich schmiedeten. In einem Fall ließ ich eine Mitarbeiterin versetzen, als es in meinem Vorzimmer allzu leger zuing.

Wenn ich im Rückblick mein Amt mit dem meines Nachfolgers Hans Schaidinger vergleiche, fällt mir auf, dass er vieles verwaltungsintern regelte. Ich schätze, der erwähnte Gabelstapler wäre bei Oberbürgermeister Hans Schaidinger gar nicht erst auf die Tagesordnung einer Stadtratssitzung gekommen und der Stadtrat hätte das auch nicht moniert, weil Oberbürgermeister Schaidinger – anders als ich – immer eine solide Mehrheit hatte. Ich hatte auch eine andere Auffassung von Politik. Mir war es wichtig, auszugleichen und zu integrieren. Schließlich ging es um das Wohl der Stadt und nicht um parteipolitische Präferenzen.

**Schließlich ging es  
um das Wohl der Stadt  
und nicht um partei-  
politische Präferenzen.**

Immer noch werde ich von Bürgerinnen und Bürgern auf der Straße angesprochen. Das sind Leute, die ich nicht kenne, und die sagen dann: „Gut haben Sie es gemacht!“ Und das müssten sie ja schließlich nicht sagen.

Eine entschiedene Haltung zu haben, war mir immer wichtig, unabhängig zu sein und dem gesunden Menschenverstand zu folgen. Ich habe mein Fähnchen nicht nach dem Wind gedreht oder versucht, es allen recht zu machen. Und noch etwas gehört zu meiner Bilanz als Oberbürgermeisterin. Immer wieder höre ich, dass ich für viele Frauen, die sich politisch engagieren, ein Vorbild war. Außerdem glaube ich, dazu beigetragen zu haben, dass in unserer Stadt ein Klima des Miteinanders herrscht. Das freut und bestärkt mich mehr als die offiziellen Auszeichnungen, die ich bekommen habe, darunter die Goldene Bürgermedaille der Stadt Regensburg, das Bundesverdienstkreuz am Bande, die Bayerische Verfassungsmedaille, die Kommunale Verdienstmedaille in Gold und Silber und das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse.



*Ich gratulierte Hans Schaidinger zur gewonnenen Oberbürgermeisterwahl, 1996 ...*



*... und überließ ihm mein Büro.*

# Rückkehr an die Schule



*Mit Amtsnachfolger Hans Schaidinger, 1996*

Am 2. Mai 1996 räumte ich meinen Platz im Alten Rathaus für den Diplom-Volkswirt Hans Schaidinger. Drei Legislaturperioden sollte Schaidinger Stadtoberhaupt bleiben, bis 2014 wiederum die SPD die Oberbürgermeisterwahl gewann.

Zugegeben, in sechs Jahren hauptamtlicher Kommunalpolitik hatte ich mich an meinen Alltag im Rathaus gewöhnt. Trotz allen Ärgers mochte ich diese Arbeit. Kolleginnen aus der Politik rieten mir, es mir nun gut gehen zu lassen und nicht wieder in den Schuldienst zurückzukehren. Allen voran vertrat Genossin Renate Schmidt diese Ansicht. Ich hatte sie Mitte der 1980er Jahre kennengelernt. 1985 wollte ich nicht mehr für den stellvertretenden Vorsitz der Bayern-SPD kandidieren, da mir meine Arbeit im Landtag wichtiger war. Ich dachte mir, dass eine Frau meine Nachfolgerin sein sollte und kam mit Renate Schmidt darüber ins Gespräch. Diese wurde erst Stellvertreterin und dann Vorsitzende der BayernSPD. Von 1990 bis 1994 war sie Vizepräsidentin im Deutschen Bundestag und von 2002 bis 2005 Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend im Kabinett des Bundeskanzlers Gerhard Schröder. Als mir Renate Schmidt nun riet, nicht in den Schuldienst zurückzukehren, war ich damit ganz und gar nicht einverstanden. Sie meinte doch tatsächlich, ich hätte es nicht nötig, wieder in den Schuldienst zu gehen. Diese Formulierung implizierte für mich so etwas wie einen Abstieg von der Oberbürgermeisterin zur Lehrerin. Für mich fühlte sich das ganz anders an. Sehr gerne wollte ich wieder als Lehrerin arbeiten. Wenn ich mich für etwas engagiere, dann voll und ganz – ob als Lehrerin, als Politikerin, als Landtagsabgeordnete oder als Oberbürgermeisterin.

Selbstverständlich blieb ich auch politisch aktiv. Nachdem die SPD bei der Kommunalwahl 1996 den Kürzeren gezogen und nur noch 16 Mandate hatte, wurde ich Stadträtin und setzte mich mit meinem politischen Sachverstand weiter für die Interessen der Stadtgesellschaft ein.

**Ich wurde Stadträtin und setzte mich mit meinem politischen Sachverstand weiter für die Interessen der Stadtgesellschaft ein.**

Etwas anderes kam für mich gar nicht infrage. Ehrlich gesagt, empfand ich

den Rollenwechsel von der Oberbürgermeisterin zur Stadträtin gar nicht als so einschneidend. Wie gewohnt arbeitete ich mich in die Themen ein, die im Stadtrat entschieden werden sollten, bezog Stellung und trat für meine Überzeugungen ein. Oft sage ich, wenn es um meine Wahl zur Oberbürgermeisterin geht: „Das Amt hat mich ereilt“, um auszudrücken, dass es mir nicht um das Amt ging, sondern um meine Überzeugungen und um meine Auffassung von Politik.

In meiner Zeit als Oberbürgermeisterin war ich als Lehrerin beurlaubt – ohne Bezüge. Jetzt hatte ich vor, wieder hauptberuflich als Lehrerin zu arbeiten, und freute mich darauf. Denn ich bin ebenso Lehrerin, wie ich die Politikerin bin. Noch heute begegnen mir Eltern, die mich auf meine gute pädagogische Arbeit ansprechen. Neulich beim Einkaufen kamen zwei Frauen auf mich zu und die eine meinte zu mir: „Ich bin Ihnen ja immer noch so dankbar dafür, was Sie mit unserem Buben gemacht haben.“

„Ja, wer ist denn das?“, fragte ich nach.

„Der Max.“

„Ja, den weiß ich schon.“

„Der ist ja so aufgeblüht, wie überhaupt alle Kinder bei Ihnen.“

Die Dame, die mich ansprach, war die Mutter eines Schülers aus der damaligen Hans-Hermann-Schule, in der ich in den 1970er Jahren unterrichtete.

Solche Begegnungen, auch mit ehemaligen Schülerinnen und Schülern, erlebe ich immer wieder, obwohl es schon so lange her ist, dass sie mich als Lehrerin hatten. Dann rufen sie über die Straße „Frau Meier, grüß Ihnen!“ und erzählen mir, sie wären bei mir in der Klasse gewesen.

Also bewarb ich mich um eine Stelle als Lehrerin. Meine ehemalige Stelle an der Schule am Sallerner Berg war zwar eine sogenannte Leerstelle, die theoretisch freigehalten wurde für den Fall, dass ich wieder zurückkäme, aber das war eben blanke Theorie. Tatsächlich musste ich mich beim Freistaat neu bewerben. Ich fuhr also nach München zum Kultusministerium und blickte in sehr überraschte Gesichter. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter dort kannten mich noch als Ausschussvorsitzende. Sie waren überaus freundlich zu mir und gaben mir schließlich zu verstehen, dass in Regensburg keine Stelle frei sei. Natürlich hätte ich auch ins Schulamt gehen können, aber ich wollte unbedingt wieder mit Kindern arbeiten. „Die nächste freie Stelle, die wir Ihnen anbieten können, ist in Parsberg“, sagte der zuständige Referent beim Kultusministerium. Parsberg liegt etwa 40 Kilometer von Regensburg entfernt. Das waren in fünf Tagen 400 Kilometer, überschlug ich im Kopf. Ich schluckte, aber was blieb mir anderes übrig? Schließlich wollte ich wieder arbeiten. Ich stellte mich also darauf ein, in den nächsten Jahren viel Zeit auf der Straße oder in der Bahn zu verbringen.

Da spielte mir ein Zufall in die Hände. Der Anwärter auf den Rektorenposten an der Kumpfmühler Wolfgangschule nahm eine freierwerdende Stelle als Rektor in Kelheim an. So wurde ich Rektorin an der Wolfgangschule im Regensburger Süden. Das freute mich sehr. Für mich und mein kommunalpolitisches Engagement war diese Lösung eindeutig die bessere – weniger Fahrzeit, mehr Zeit für Regensburg.

Im September 1996 trat ich meinen neuen Posten unter den sehr kritischen Augen vieler Eltern an. Die ehemalige

### **Im September 1996 trat ich meinen neuen Posten unter den sehr kritischen Augen vieler Eltern an.**

Oberbürgermeisterin ist jetzt Rektorin an der Wolfgangschule – für viele klang das nach Vetternwirtschaft. Bürgerinnen und Bürger, Eltern, Kolleginnen und Kollegen beobachteten mich genau. Ich sie allerdings auch. Dabei kamen mir Vorstellungen zu Ohren, die ich nicht für möglich gehalten hätte, etwa, dass man als abgewählter Oberbürgermeister oder abgewählte Oberbürgermeisterin auch über die Amtszeit hinaus Privilegien und Bezüge erhielt. Ich schüttelte den Kopf. Wahr ist vielmehr, dass ich nach sechs Jahren als Stadtoberhaupt keinen Pfennig Pensionsanspruch erworben hatte. Damit hatte der ehemalige Regensburger Stadtrat Wilhelm Gastinger aufgeräumt. 1970 war er in den Bayerischen Landtag gewählt worden. Dort leitete der CSU-Politiker den Ausschuss für Fragen des öffentlichen Dienstes. Unter seinem Vorsitz verlängerte sich die Frist, nach der man als Oberbürgermeister Pensionsansprüche hatte, auf zehn Jahre. Meine sechsjährige Amtszeit als Oberbürgermeisterin war dafür viel zu kurz. Man erzählt sich, Gastinger hätte sich über seinen Stadtratskollegen Alfred Hofmaier, der in Regensburg Dritter Bürgermeister war, so geärgert, dass er sich für die Fristverlängerung eingesetzt hätte. Beim langjährigen Bürgermeister Hofmaier nützte das allerdings nichts.

Nachdem ich meine Stelle als Rektorin an der Wolfgangschule angetreten hatte, hieß es auch, ich hätte diese Position nur bekommen, weil man mich „unterbringen“ musste. Besonders unverblümt formulierte das ein Elternsprecher, dessen Sohn bei mir in der Klasse war. „Das sind Sie jetzt halt geworden, damit man Sie untergebracht hat. Und unsere Kinder müssen das ausbaden“, sagte er zu mir. Diese und weitere Vorwürfe hörte ich mir an und entgegnete gar nichts. Im Stillen dachte ich: „Das werden wir schon sehen.“ Einigen Menschen in Regensburg war offenbar entgangen, dass ich jahrelang im Landtag den Kulturpolitischen Ausschuss geleitet und vorher als Lehrerin und Seminarleiterin gearbeitet hatte. Jener Elternsprecher überraschte mich übrigens, als er etwa drei Monate später zu mir kam und sich entschuldigte: „Ich habe mich getäuscht. Was Sie mit unseren Kindern machen, ist toll.“ Das rechne ich ihm hoch an. Dann kamen immer mehr Eltern und bestätigten mich in meiner Arbeit. So gelang mir allmählich der Rollenwechsel von der Oberbürgermeisterin zur Schulrektorin.

## **Dann kamen immer mehr Eltern und bestätigten mich in meiner Arbeit.**

Auch als Rektorin übernahm ich die Leitung einer Klasse und unterrichtete mein Lieblingsfach – Deutsch. Aufsätze zu korrigieren machte zwar sehr viel Arbeit, aber ich mochte es. Auch wenn die Kinder maulten, ließ ich sie alle anderthalb Wochen einen Aufsatz schreiben. Ich

unterrichtete außerdem in der dritten und vierten Klasse, was für mich doppelte Arbeit bedeutete, zumal diese Jahrgangsstufen in der Grundschule zu den schwierigsten gehören. Dabei weiß ich nicht einmal, was schlimmer war, die Arbeit mit den Eltern oder die mit den Kindern. Wie ein Damoklesschwert hing der Übertritt in eine weiterführende Schule über den Acht- bis Zehnjährigen. Um das Jahr 2000 herum traf ich einmal in der Pause auf drei weinende Mädchen im Klassenzimmer. Ich fragte sie, was los sei, und sie antworteten mir mit verquollenen Augen: „Wir haben Angst, dass wir den Übertritt nicht schaffen.“ Diese verzweifelte Szene steht mir noch heute vor Augen, wenn es um den Schulwechsel im konservativen bayerischen Schulsystem geht.

Das Kollegium an der Wolfgangschule zählte damals ungefähr 20 Lehrerinnen und Lehrer. Zusammen waren wir Ende der 1990er Jahre noch nicht sehr geübt im Umgang mit ausländischen Schülerinnen und Schülern. Da gab es einen Jungen, mit dem kaum jemand zurechtkam. Immer wieder versuchten wir, ihn einzufangen, aber das gelang nur selten. Einmal zertrte er so lange an den Nerven einer Kollegin, dass sie sich dazu hinreißen ließ, ihn am Ohr zu ziehen. Das ging gar nicht und war auch verboten. Also kam die Mutter zu mir ins Rektorat. Lautstark beschwerte sie sich über die ungerechte Behandlung ihres Sohnes, während ich versuchte, sie zu beschwichtigen. Zwar befand sich zwischen dem Rektorat und dem Lehrerzimmer ein Vorzimmer, doch da die Türen offen standen, hörte die betroffene Lehrerin – freiwillig oder unfreiwillig – unseren Disput. Ich konnte die Sache nach einer Weile mit der Mutter klären und ging in das Lehrerzimmer zurück. Dort traf ich auf die Ohrzieherin und sofort prasselten ihre Vorwürfe auf mich ein: „Und dann haben Sie mit der Mutter noch gelacht, ich habe es deutlich gehört.“ – „Ja, wissen Sie denn, warum ich mit dieser Frau gelacht habe?“, fragte ich. „Damit ich deeskalriere. Die Frau wollte Sie nämlich beim Schulamt anzeigen.“ So wie in dieser Situation habe ich als Lehrerin immer versucht, nicht nur die Schülerinnen und Schüler, sondern auch die Eltern und das Lehrerkollegium zusammenzuhalten, die ganze Schulfamilie eben.

Neben meiner Aufgabe als Rektorin, Kollegin, Klassenleiterin und Deutschlehrerin arbeitete ich als Ausbildungslehrerin. Jeden Mittwoch unterrichtete ich zehn bis 15 Studierende und gab ihnen Aufträge für thematische Unterrichtsstunden. Ein oder zwei dieser Studierenden verbrachten ihre Monatspraktika bei mir in der Klasse. Schließlich bewertete ich auch bei den Prüfungen

die Qualität ihres Unterrichts. Ich war bis 2004 Rektorin an der Wolfgangsschule. Mit 63 Jahren ging ich in Altersteilzeit und folgte damit einem Arbeitszeitmodell, das in Deutschland seit 1989 möglich geworden war.

Parallel zu meiner Arbeit als Lehrerin engagierte ich mich nach wie vor politisch, mischte mich ein, deckte auf und wunderte mich zum Beispiel über die Spendenpraxis, die seit vielen Jahren das politische Geschehen bestimmte, obwohl wir die staatliche Parteienfinanzierung haben.

In meiner langjährigen politischen Laufbahn nahm ich ein einziges Mal eine Spende an. Ein CSU-Mitglied unterstützte meine Kandidatur als Oberbürgermeisterin. Die Frau freute sich über die Chance auf eine Chefin im Rathaus. Ich dankte ihr für die Anerkennung, nahm mit spitzen Fingern ein Kuvert mit 5.000 Mark aus ihren Händen entgegen und übergab es am Tag darauf Traudl Bogner, damals Kassiererin beim SPD-Stadtverband, mit den Worten: „Schau her, Traudl, das hab‘ ich gekriegt. Das nimmst du jetzt. Ich hab‘ damit nichts zu tun.“ Die Verflechtung von Geld und Politik war mir nie geheuer. Obwohl ich wusste, dass man es brauchte, wollte ich davon in meinem politischen Engagement unabhängig sein.

Es macht mich traurig, dass Spenden in der Politik heute so eine große Rolle spielen. Wobei ich sagen muss, so ein Landtags- oder Oberbürgermeisterwahlkampf war ja auch bei uns nicht billig. Für einen Wahlkampf bekam ich damals von der Partei 14.000 Mark. Das waren

**Es macht mich traurig,  
dass Spenden in der  
Politik heute so eine  
große Rolle spielen.**

Mitgliedsbeiträge, ob Spenden dabei waren, weiß ich nicht. Für die Differenz jedenfalls kam ich selbst auf. Ich konzentrierte mich auf die Politik und nicht auf die Akquise von Spenden. So sollte es meines Erachtens auch sein.

Spenden-Affären durchkreuzen die Glaubwürdigkeit von Politik. In Österreich gibt es beispielsweise keine spendenfinanzierten Wahlkämpfe. Sie werden aus Steuergeldern finanziert. Auch in Deutschland gibt es staatliche Zuschüsse pro Stimme auf Landes- und Bundesebene, nicht aber für die Kommunalwahlkämpfe. Jedenfalls fuhr in meinem Oberbürgermeisterwahlkampf mein Mann mit einem seiner Mitarbeiter in der Nacht zum Plakatieren. Da wurde keine Firma beauftragt. Das war Eigenleistung. Heute wissen manche gar nicht mehr, wie man Kleister anrührt, oder fürchten versicherungstechnische Probleme, wenn jemand auf eine Leiter steigt.

Daher verlief 2013 der Wahlkampf von Joachim Wolbergs komplett anders als meiner 1989. Wie ich damals saß auch Wolbergs schon viele Jahre im Regensburger Stadtrat. 2008 wurde er Dritter Bürgermeister. Auch wenn uns die SPD verband, lag doch eine ganze Politikergeneration zwischen uns. Wegen des Vorwurfs der Korruption im Zusammenhang mit Parteispenden zur Finanzierung seines Wahlkampfs wurde Wolbergs vom Januar 2017 bis zum Ende seiner

Amtszeit 2020 vom Dienst suspendiert. Unter dem Motto „Ideen verbinden Menschen“ gründete er 2019 den Wahlverein „Die Brücke“ und wurde bei den Kommunalwahlen 2020 als Kandidat der Brücke in den Stadtrat gewählt und so deren Fraktionsvorsitzender.

In den Medien wird Wolbergs gerne als mein politischer Ziehsohn bezeichnet. Das stimmt so nicht. Ich lernte ihn in meiner Zeit als Vorsitzende des Kultur- und Bildungspolitischen Ausschusses im Bayerischen Landtag kennen, denn es war mir wichtig, nicht nur mit den Lehrerverbänden zu sprechen, sondern ebenso mit den Schülerinnen und Schülern. Deshalb lud ich die Schülersprecherinnen und -sprecher aus ganz Bayern ein. Joachim Wolbergs kam vom Albrecht-Aldorfer-Gymnasium und stellte sich als Schülersprecher des Bezirks Oberpfalz vor. Er war damals 16 oder 17 Jahre alt. Mir gefiel sein neugieriger Geist. Immer wieder nahm ich ihn in den folgenden Jahren mit zu kultur- und bildungspolitischen Veranstaltungen. Joachim war selbstständig, wach und als Bezirksschülersprecher schon weit gekommen. Schließlich engagierte er sich in meinem Oberbürgermeisterwahlkampf. Er war einfach da, plakatierte, organisierte Veranstaltungen, noch ohne SPD-Mitglied zu sein. Schließlich trat er ein. Erst nach meiner Amtszeit als Oberbürgermeisterin wurde er 1996 in den Stadtrat gewählt. Joachim wollte weiterkommen in der Politik, war willensstark und beliebt.

### **Die Politik, die mir lag, war eingebunden in meine Lebenswelt.**

Die Politik, die mir lag, war eingebunden in meine Lebenswelt. Meine Freundinnen und Freunde waren Parteifreunde, Politik und Leben waren eng verwoben. Nach den Sitzungen trafen wir uns im „Leerer Beutel“

oder in einem Biergarten und diskutierten weiter. Wenn Margot Neuner und ich von der Stadtratssitzung kamen, warteten Rudolf Neuner und mein Mann manchmal schon auf uns und nannten sich voller Ironie „die Stadtratsgattinnen“. Diese Bezeichnung gefiel uns so gut wie ihnen und fiel immer, wenn sie gemeinsam auftauchten, auch auf so hochhoffiziellen Veranstaltungen wie dem Neujahrsempfang im Reichssaal. Jedenfalls hatten unsere Begegnungen zu viert stets etwas Heiteres.

Mit Margot saß ich im Stadtrat sowie im Jugendhilfe- und im Kulturausschuss. Margot war 1960 als 20-Jährige nach Regensburg gezogen, wurde 1972 Mitglied im SPD-Ortsverein Äußerer Westen und saß von 1978 bis 2020 im Stadtrat. Ich kannte sie schon vorher. Ihr Engagement für die Chancengleichheit von Frauen verknüpfte sie mit einer Familienpolitik, die Eltern unterstützte, Väter wie Mütter gleichermaßen. Früh erkannte sie im Ehegattensplitting ein Hindernis auf dem Weg zur Gleichberechtigung von Männern und Frauen. Als Tochter eines Künstlers forderte sie eine „aufmüpfige“ Kultur als Seismograph gesellschaftlicher Entwicklungen.

Die Kultur solle „Lebensmittel sein, nicht Sahnehäubchen“, formulierte sie gerne und prägte unter anderem die Debatte über die Verbrechen der Nationalsozialisten und die damit verbundene Erinnerungskultur der Stadt. Sie war Mitglied des Kulturbeirats der Stadt, blickte als Verwaltungsrätin hinter die Kulissen des Stadttheaters und engagierte sich für zahlreiche Vereine und Institutionen, vom Evangelischen Bildungswerk über den Jazzclub oder die Arbeiterwohlfahrt. 2015 wurde sie mit der Silbernen Bürgermedaille ausgezeichnet. Von mir hätte sie die Goldmedaille bekommen. Mir gefiel Margots ganzheitlicher Blick auf Leben und Gesellschaft sehr. Privat und im Regensburger Stadtrat verstanden wir uns blendend und waren stets sehr gut vorbereitet.



*Auf Podiumsdiskussionen trat ich für die Belange von Frauen ein.*

Ebenso wie Margot saß ich im Kultur- und im Jugendhilfeausschuss, dazu kam meine Arbeit im Planungsausschuss. Dort gab es immer viel zu diskutieren und zu entscheiden. Die Stadtratsvorlagen waren vor allem in der Planung umfangreich. Natürlich ackerte ich sie durch, weil ich wusste, dass meine Stadtratskollegen großen Wert auf meine Meinung legten. Umgekehrt war es mir wichtig, bei allzu flotten Entscheidungen auch einmal innezuhalten und ein Argument aus meiner Politikerinnengeneration mit in die Runde zu geben.

2013 sagte ich zu Ludwig: „Du, ich kandidiere nicht mehr.“ Auch wenn es mir schwerfallen würde, wollte ich tatsächlich die Politik sein lassen. Wir könnten dann reisen ... Doch Ludwig

wusste, mein Leben war die Politik. Deshalb sagte er: „Ich kenn dich doch, das schaffst du nicht, du wirst wieder kandidieren.“ Ludwig behielt recht. Ich kandidierte wieder und blieb bis 2020 Stadträtin.

Als Ludwig am 3. Februar 2014 so plötzlich starb, machte ich mir große Vorwürfe. Natürlich wollte ich die Zeit zurückdrehen, anders entscheiden. Ludwig litt lange an Diabetes, ohne es zu wissen. Vielleicht wäre er noch am Leben, wenn wir regelmäßig gekocht und gegessen hätten und ich mit ihm an seine Medikamente gedacht hätte? Vielleicht war es aber auch das Beste für mich, weiterhin politisch aktiv zu bleiben? Nachdem Ludwig so plötzlich gestorben war, widmete ich mich umso mehr meinem Mandat im Stadtrat. Diese Aufgabe half mir in

### **Mehr als 50 Jahre war Ludwig an meiner Seite.**

meiner großen Trauer, die immer noch anhält. Mehr als 50 Jahre war Ludwig an meiner Seite. Er war da, um zu scherzen, zu schimpfen, zu gestalten, zu verstehen und zu lieben. Sein Tod war wahrscheinlich der größte Verlust, den ich in meinem bisherigen Leben ertragen musste.



*Bis 2020 blieb ich Stadträtin.*



*Beim Neujahrsempfang mit der Zweiten Bürgermeisterin Gertrud Maltz-Schwarzfischer, 2019*



*Der Seniorenbeirat der Stadt Regensburg*

**Leben – Werk – Kunst**



Waldport  
Heilberg  
L. G. 81

Seit Ludwigs Tod ist nichts mehr, wie es vorher war, aber er lebt fort im Haus in der Harzstraße 14, das er zu Beginn der 1980er Jahre für uns entwarf. Wir waren sehr unterschiedlich und lebten in diesen Gegensätzen miteinander. Was wäre meine Strenge ohne seine barocke Art. Vielleicht half uns unsere Gegensätzlichkeit, die Welt besser zu verstehen und damit auch uns. Trotz all der Unterschiede verbanden uns der Sinn für Schönheit und Harmonie. Obwohl ich mich nach strengen und einfachen Formen sehnte, in der Kunst und im Leben, folgte ich Ludwig oft und gerne in all seiner grenzenlosen Kreativität und Phantasie. Am schönsten war unser gemeinsames Leben, wenn sich die Grenzen zwischen streng und phantasievoll einfach auflösten und wir gegenseitig feststellten, wie sehr uns das jeweils andere anzog. Auf unseren Reisen nach Italien einigten wir uns schließlich darauf, dass sich das, was wir Gegensätze nannten, ganz und gar nicht ausschloss. Als wir noch in Aachen lebten, verbrachten wir unseren Urlaub jeweils in Regensburg. Erst fuhren wir mit dem Zug und sobald wir ein Auto hatten mit unserer Dyane 6. Auf den Autobahnen war in den 1960er Jahren wenig Verkehr. Umso denkwürdiger war jene Reise, auf der wir in einen sage und schreibe 45 Kilometer langen Stau gerieten und die Autofahrer Campingstühle und -tische aufstellten, um sich die Zeit bis zur Weiterfahrt zu vertreiben. Später, wieder in Regensburg, verzichteten wir meist auf Urlaub und erkundeten radelnd unsere Umgebung. Schließlich hatte sich mein Mann gerade erst selbstständig gemacht.

**Am schönsten war unser gemeinsames Leben, wenn sich die Grenzen zwischen streng und phantasievoll einfach auflösten und wir gegenseitig feststellten, wie uns das jeweils andere anzog.**

Erst ab Mitte der 1970er Jahre reisten wir regelmäßig nach Italien. Kultur und Lebensstil gefielen uns. Eines unserer ersten Ziele südlich der Alpen war Florenz. Unser Hotel lag am Arno. Eines Abends schlenderten wir durch die Gassen und ich trug meine Handtasche über



*Rechts: Am Ostseestrand, um 1970  
Links: Ludwig und ich in Wien, um 1980*

der Schulter. Da fuhren zwei Mini-Cooper dicht an uns vorbei. Erst das eine und dann das andere. Aus dem zweiten Fahrzeug heraus riss mir jemand die Tasche weg. Geld, Pässe und Führerschein waren darin. Ohne lange zu überlegen, sprintete mein Mann zum Auto, das nicht weit entfernt geparkt war, fuhr den Dieben hinterher, hatte aber keine Chance. Nach diesem Schrecken kamen wir erst nach Mitternacht im Hotel an. Wir schilderten unseren Fall an der Rezeption, um sogleich festzustellen, dass man dort plötzlich kein Deutsch mehr verstand. Das verwunderte uns sehr. Als wir am nächsten Tag beim Konsulat vorsprachen, um neue Papiere zu beantragen, kommentierte man unseren Fall mit den Worten: „Sie können froh sein, dass alles nicht noch schlimmer kam. Das sind Mitglieder internationaler Banden, wenn Sie denen Schwierigkeiten machen, dann schießen die gleich.“ Bis in die 1990er Jahre war diese Art von Überfällen in Italien an der Tagesordnung. Dann hieß es, jetzt hätte niemand mehr etwas zu befürchten, da die Mafia ins Tourismus-Geschäft eingestiegen sei. Natürlich überlegten wir nach diesem Ereignis in Florenz, ob wir unseren Urlaub nicht lieber in den weniger gefährlichen Ländern im Norden verbringen wollten, aber einigten uns immer wieder: „Der Süden ist schöner.“



*Italien, 1982*

Da schwärmte ein Kollege im Landtag von Positano. Ich hatte damals meine Bestrahlungen hinter mir und Schwierigkeiten beim Atmen. Noch während mein Kollege erzählte, wünschte ich mir, einmal dorthin zu fahren. Auf gut Glück buchten wir ein Hotel. Wenige Wochen später fuhren wir die 1.400 Kilometer auf der Autobahn über Modena, Rom und Neapel. Kleine, kurvige Straßen führten weiter nach Positano. Das Fischerstädtchen mit damals ein paar Tausend Einwohnerinnen und Einwohnern staffelte sich vom Meer aus steil hinauf bis auf 1.200 Meter. Scale! Scale! Scale! Überall Treppen. Wir hielten an, um unser Urlaubsziel von oben in Augenschein zu nehmen. Mein Mann schaute hinunter zum Meer und urteilte rasch: „Was, in dieses Loch soll ich? Nein, da fahren wir morgen wieder ab.“ Tatsächlich hatte er für seinen ersten Blick eine besonders ernüchternde Perspektive gewählt. Das ganze Städtchen lag im Dunklen. Doch am nächsten Tag tauchte die Sonne es in wunderbar gelbes Urlaubslicht und wir blieben vier Wochen. Es war das einzige Mal, dass wir uns so lange erholten, und zwar wegen meiner Lunge. Ich erinnere mich, dass wir einmal in unserem Hotelzimmer geblieben waren und ich plötzlich einen starken Schmerz verspürte. Erst sehr viel später stellte sich heraus, dass es sich dabei um einen spontanen Rippenbruch gehandelt hatte, vermutlich verursacht durch die Bestrahlung. In diesen vier Wochen der Erholung geschah schließlich etwas Besonderes. Wir schlossen das malerische Positano so sehr ins Herz, dass wir 30 Jahre lang jedes Jahr im Sommer dorthin fuhren. Ein

**Da schwärmte  
ein Kollege im Landtag  
von Positano.**

Hotel in 80 Metern Höhe mit Blick auf das Meer wurde unser persönliches Urlaubsziel. Nirgendwo sonst, außer zu Hause, fühlten wir uns so wohl. Als Symbol für diesen Ort brachten wir

**Nirgendwo sonst, außer  
zu Hause, fühlten wir  
uns so wohl.**

aus Positano – bruchstark in Holzwolle gewickelt – Amphoren im Auto mit und stellten sie zu Hause auf.

Tatsächlich hatten wir uns einmal überlegt, uns in Positano ein Haus zu kaufen und ein Refugium einzurichten. Die Idee gefiel uns sehr. Nicht mehr im Hotel zu wohnen, sondern auch im Urlaub zu Hause zu sein. Es wäre nicht einmal teuer gewesen Ende der 1980er Jahre. Viele unserer Freunde machten es vor, hatten sich in Griechenland, in der Toskana oder in der Lombardei ein Haus gekauft und pendelten jetzt so oft es ging dorthin. Ein Haus in Positano hätte uns schon gefallen und vielleicht hätten wir es machen sollen, aber dann gewannen Vernunft und Einwände die Oberhand: „Wir sind ja nicht immer dort. Und wir müssten jemanden haben, der aufpasst.“ Und dann hieß es: „Für das Geld können wir 30 Jahre lang in ein schönes Hotel gehen.“ So ließen wir die Geschichte mit dem Zweithaus in Italien bleiben.

Zwischendurch unternahmen wir andere Reisen, luden meine Mutter nach Sizilien ein, fuhren mit der Landtagsfraktion nach Antalya in die Türkei, nach Israel und in den Jemen. Die Felsenstadt Petra gehört für mich noch heute zu den beeindruckendsten Bauwerken, die ich je gesehen habe. Mit dem langjährigen Regensburger CSU-Landrat Rupert Schmid und seiner Frau fuhren Ludwig und ich in einer Reisegruppe nach Usbekistan. Doch in Italien fühlten wir uns zu Hause, dort gefielen uns Kultur und Lebensstil. Und obwohl ich kein Italienisch spreche, ist Italien trotz aller politischen Verwerfungen vielleicht das einzige Land, in dem ich gerne leben würde.

Italien lehrte mich auch, mich mit Kunst zu beschäftigen. Oder war es doch Ludwig, der mich dazu brachte? Eines seiner Bilder aus jungen Jahren zeigt eine bauchige Chianti-Flasche im Bastkorb und ein Glas daneben. Diese Arbeit erinnert mich an meinen Mann und an vergnügte Tage in Italien, ebenso luftig wie sein leicht transluzentes Venedig-Bild. Diese ungewöhnliche Perspektive auf die Lagunenstadt mag ich sehr. Es hängt so, dass ich es vom Esstisch aus sehen kann.

Eines der ersten Kunstwerke, die Ludwig und ich gemeinsam kauften, stammt von einem Studienkollegen meines Mannes, der sich dem Abstrakten zugewandt hatte. Sein Blick auf die Kathedrale von Sevilla, zu Papier gebracht in kräftigen Kohlestrichen, gefiel uns. Im Gegensatz zu vielen anderen Zeichnungen oder Drucken, die wir in mehr als 50 gemeinsamen Jahren erwarben, tauschten oder geschenkt bekamen, hängt auch die „Kathedrale von Sevilla“ so, dass ich sie jeden Tag sehen kann.



*Sizilien*

Mit vielen Regensburger Künstlerinnen und Künstlern waren wir persönlich bekannt. Von Hans Geistreiter kauften wir viel. Nach seiner Ausbildung zum Theatermaler hatte er die

Königliche Kunstgewerbeschule in München besucht und später an der Akademie der Bildenden Künste studiert. In Regensburg gestaltete Geistreiter auch Plakate und die Anzeigetafeln an den Kinos. Seine freien Arbeiten hingegen zeigen abstrakte Farbkompositionen. Seit 1979 lebte Hans Geistreiter nicht mehr in Regensburg. Er hatte sich in Kallmünz ein kleines Haus gekauft. Mein Mann besuchte ihn regelmäßig und kaufte ihm meistens etwas ab. Wir fanden Geistreiters Arbeiten richtig gut und waren stets aufs Neue begeistert von ihnen. 1989 erhielt der Künstler den Kulturpreis der Stadt Regensburg. Mit Willi Ulfig und Otto Baumann gehörte Geistreiter zu den bekannten Regensburger Künstlern nach dem Zweiten Weltkrieg. Dieser Künstlergeneration folgte die Generation Rupert Preißls. Preißl war SPD-Mitglied und von 1984 bis 1996 Präsident des Oberpfälzer Kulturbundes. Auch von Rupert Preißl befinden sich etliche Arbeiten in meinem Besitz, besonders gern mag ich eine Ansicht auf Regensburg.

**Mit vielen Regensburger  
Künstlerinnen und Künstlern  
waren wir persönlich bekannt.**

Wenn meinem Mann und mir in den Ausstellungen, die wir regelmäßig besuchten, etwas gefiel, kauften wir es. So war das auch bei den Werken von Walter Zacharias. Nach dem Studium an der Akademie der Bildenden Künste in München leitete er das ererbte Fotohaus Zacharias bis

1980. Bereits 1959 hatte er in Herrmannsöd bei Frauenzell im Vorderen Bayerischen Wald ein Waldlerhaus erworben, das er als Atelier nutzte. Dort entdeckte er in unbrauchbar gewordenem, vor allem bäuerlichem Gerät, Material für seine Assemblagen.

Als 1977 mein jüngerer Cousin Joachim aus Köln zu Besuch war, wollten wir mit ihm einen Ausflug machen und ihm ein bisschen von Bayern zeigen. Wir entschieden uns für Rothenburg ob der Tauber und Dinkelsbühl. Mitten in Rothenburg begegneten wir in einer profanierten Kirche den Werken des vom Surrealismus inspirierten Kunstmalers Hanjo Schnug. Wir waren begeistert. So etwas hatten wir noch nicht gesehen. Zeitgenössische Malerei in konventioneller Technik, mystisch, surreal und fantastisch. In seinen Bildern entdeckten wir Feen und Einhörner in Industrieruinen, Faune, geflügelte Menschen und fliegende Orangen. Wir kauften dem Künstler vier Ölbilder ab, so angetan waren wir von seinen Arbeiten. Schließlich gaben wir ein Regensburg-Bild bei ihm in Auftrag.

Drei Tage lang sollte sich Schnug in Regensburg umsehen. Ein Jahr später war das Bild fertig. Seit 1987 hängt die so entstandene großformatige Arbeit in unserem Wohnhaus. Schnug hatte recherchiert und war auf eine Reihe von Sagen gestoßen, die er schließlich in unserem Regensburg-Bild erzählte. Eine dieser Sagen handelt von Kellnerinnen, die er leicht bekleidet ins Bild setzte, eine andere, sehr bekannte, vom Dombaumeister und vom Brückenbaumeister, der seine Seele an den Teufel verkaufte, damit die Brücke eher fertig werde als der Dom. Weitere Akteure in dieser Arbeit Hanjo Schnugs sind iroschottische Mönche, Johannes Kepler, Dollinger, Krako und die dicke Agnes, die immer dicker wird, wenn sie lügt. Schließlich umgibt eine Aura aus Mystik, Erotik und Ekstase alle Figuren in Schnugs Regensburg-Bild. Es gehörte zu den Lieblingskunstwerken meines Mannes.

Als die Städtische Galerie im „Leerer Beutel“ in Regensburg vor einigen Jahren eine Ausstellung kuratierte, in der Regensburgerinnen und Regensburger ihre Lieblingsbilder präsentierten, überlegten wir lange, ob wir mit Schnugs Arbeit teilnehmen sollten oder nicht. Schließlich entschieden wir uns dafür und es zeigte sich, dass das Bild auch vielen anderen Leuten gefiel. Es wurde zu einem der Schlüsselwerke dieser Ausstellung und hing im Eingangsbereich. Regelmäßig bildeten sich Trauben um das anspielungsreiche Werk. Wir verrieten nicht, dass dies unser Bild war, auch der Künstler blieb in dieser Ausstellung anonym.

Einige Zeit später gaben wir bei Hanjo Schnug ein weiteres Werk in Auftrag. Mein Mann hatte die Vorstellung von einem Füllhorn, wollte beim Anblick eines Kunstwerks schwelgen, dachte an die sinnliche Darstellung von Früchten oder Geflügel wie in einem Renaissance-Stillleben. Schnug verstand und schuf eine Arbeit, in der sich das Leichte und das Schwere begegnen, fragil wirkende, geklöppelte Spitze, eine Tischplatte auf dem Kapitell einer Säule, ein Eisvogel,

eine Laute, ein Fasan, ein Krebs, ein kunstvoll drapierter, samtig wirkender Vorhang, ein Schmetterling, eine Eidechse, ein Krug mit Gesicht, ein Senkblei, Bücher, eine kleine Maus, die auf den Hinterpfoten steht, eine Marmor, ein Korb mit Eiern, Maiskolben, Wildröschen, ein hohler Baumstamm und einiges mehr.

Ein Vertreter der Nachkriegsgeneration in unserer privaten Galerie ist der Bildhauer Frank Scholz. Seine Skulptur zeigt den mit seinen Söhnen ringenden Laokoon. Vom Bund für Geistesfreiheit wurde Scholz 2011 als „Freier Geist“ des Jahres ausgezeichnet. Mit Schnug verbindet ihn das Surrealistische, jedoch ist Scholzens Urteil direkter und weniger geheimnisvoll. In seinen Gemälden, Zeichnungen und Skulpturen übt er deutlich Kritik an Politik und Gesellschaft. Frank Scholz wurde 1953 geboren und studierte er an der Akademie der Bildenden Künste in München. 1991 erhielt er den Kulturförderpreis der Stadt Regensburg.

Keramikskulpturen von Peter Meyer, Objets trouvés von Wigg Bäuml, Glas, Papier, Speckstein – unsere Sammlung hatte nie den Anspruch, systematisch zu sein. Doch ist den Kunstwerken, die in unserem Haus hängen und stehen, eines gemeinsam. Sie gefielen Ludwig und mir. Außerdem spiegelt unsere Sammlung über einen gewissen Zeitraum die Regensburger Kunstszene. Doch auch auf Reisen waren wir empfänglich für Kunst. Außerdem kaufte ich in meiner Landtagszeit immer wieder in Münchner Galerien, umso lieber, wenn ich meinem Mann damit eine Freude machen konnte.

**Unsere Sammlung  
hatte nie den Anspruch,  
systematisch zu sein.**

Viele unserer kleineren Skulpturen sind inzwischen beschädigt. Jemand stieß sie um oder sie verschmutzten. Aber das macht nichts, weil unsere Kunst eben immer zum Leben gehörte oder den Sinn hatte, Künstlerinnen und Künstler zu unterstützen. Wir erwarben, was uns gefiel. Bei unseren Kunstkäufen gab es nur eine Regel. Wir kauften nicht von Künstlerinnen und Künstlern, die einen einträglichen Brotberuf etwa als Kunsterzieher hatten und die Kunst im Nebenerwerb betrieben.

Zeugnis unseres Geschmacks ist schließlich auch der Inhalt der Vitrinen, die Ludwig schon in den 1980er Jahren in weiser Voraussicht entworfen hatte. Damals stellten wir auf einen der Glasböden eine besonders schöne Vase, die in dieser Vitrine wirken sollte. Heute ist alles voll mit schönen Dingen. Purzelnde Engel aus Porzellan hatten wir aus Ravello bei Amalfi mitgebracht, kleine Metallarbeiten von Rudolf Weichmann, einem Freund Ludwigs aus der Regensburger Gesandtenstraße. Einige Rosenthal-Multiples aus Porzellan, Kannen und Schüsseln, gestaltet von HAP Grieshaber oder Salvador Dali, stehen in unserer Vitrine, Paperweights und vieles mehr.

Unter den vielen Kunstwerken in unserem Haus befindet sich eine Reihe sehr skurriler Arbeiten, darunter die sogenannte Oberpfälzer Gebetsmühle. Und vor unserer Haustüre steht eine Winkmaschine, an der man drehen kann und schon winken fünf blaue Hände zum Abschied.



*Julia Weigl-Wagner*

*„Als Biografin bin ich die Redakteurin der mir anvertrauten Lebensgeschichte“, schreibt Julia Weigl-Wagner auf ihrer Website unter [www.jw2text.com/biografien](http://www.jw2text.com/biografien). Sie ist Journalistin und Kulturwissenschaftlerin, ihre biografischen Texte sind das Ergebnis lebensgeschichtlicher Interviews.*

## ERSTE!

**Christa Meier** (\*1941) war die erste in ihrer Familie, die studieren durfte. Das Engagement der Sozialdemokratie für Mädchenbildung und gegen die Wiederbewaffnung Deutschlands veranlasste die damals 25-Jährige am 1. Januar 1966, der SPD beizutreten. Als Lehrerin in Nordrhein-Westfalen erlebte sie die Bergbaukrise an der Ruhr. Zurück in Bayern wurde sie als erste Frau stellvertretende Landesvorsitzende der bayerischen SPD, erste weibliche Ausschussvorsitzenden im Bayerischen Landtag und schließlich erste Oberbürgermeisterin einer bayerischen Großstadt – Regensburg.

In vielen Politikfeldern, von der Verkehrspolitik bis zur Familienförderung, vom Städtebau bis zur Medienpolitik war sie ihrer Zeit voraus. In „Vorausgehen“ erzählt Christa Meier, was sie von Kindesbeinen an gelernt hat und wer ihre Vorbilder waren.

